



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SIEBZEHNTER BAND
1981

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IM OTTO-BRAUN-SAAL
DER STAATSBIBLIOTHEK
PREUSSISCHER KULTURBESITZ IN BERLIN
2. Juni 1981
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGEN

BEGRÜSSUNGSWORTE DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Herr Regierender Bürgermeister von Berlin,
Hohe Festversammlung!

Im Namen des Kapitels des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste heiÙe ich Sie zu unserer diesjähri-gen Öffentlichen Sitzung hier in Berlin sehr herzlich willkommen als Kanzler des Ordens, der vor nunmehr fast 140 Jahren in dieser Stadt vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gegründet worden ist und dessen erster Kanzler Alexander von Humboldt gewesen ist. Wir haben die Gelegenheit benutzt, für beide Kränze niederzulegen.

Ich begrüÙe Sie, Herr Bundespräsident, mit ganz besonderer Freude als Protektor unseres Ordens, ich begrüÙe den Herrn Regierenden Bürgermeister von Berlin, der zu uns sprechen wird, und ich danke der Stadt Berlin dafür, daß sie dem Orden in so großzügiger Weise einschließlich des Wetters ihre Gastfreundschaft gewährt.

Wir freuen uns, daß wir jetzt schon zum dritten Mal nach der Neubelebung des Ordens im Jahre 1952 in Berlin zusammengekommen sind. Die Verbundenheit des Ordens mit dieser Stadt mögen Sie aus dem zahlreichen Erscheinen unserer Mitglieder ersehen, es sind – glaube ich – 90% der deutschen Mitglieder gekommen. Sehr herzlich begrüÙe ich unsere ausländischen Mitglieder, und ich verneige mich vor den Angehörigen der kürzlich verstorbenen Ordensmitglieder, Frau Alice Gentner und Frau Hilde Schalk.

Wir werden hier an die frühere Geschichte des Ordens erinnert und an seine Zielsetzung, nämlich die Wissenschaften und die Künste im

Lande zu vermehren, indem man die besten auszeichnet und indem man ihnen die großen Künstler und Wissenschaftler der anderen Länder, diese ebenso ehrend, zur Seite stellt.

Unser Gruß gilt den Herren Vertretern der Schutzmächte und der ausländischen Missionen, den Repräsentanten des öffentlichen und kulturellen Lebens, der Kirchen und der jüdischen Gemeinde zu Berlin, gilt den Herren Vertretern von Universitäten und Hochschulen sowie von Akademien und wissenschaftlichen Institutionen. Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich diese nicht alle einzeln nenne. Wir danken besonders der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die uns diesen schönen Saal für unsere festliche Veranstaltung zur Verfügung gestellt hat, den Otto-Braun-Saal. Otto Braun war als Chef der deutschen Regierung dafür mitverantwortlich, daß im Jahre 1920 der Orden Pour le mérite wiederbelebt wurde. Ich grüße den Präsidenten der Stiftung, Herrn Prof. Dr. Werner Knopp, und den Generaldirektor der Staatsbibliothek, Herrn Dr. Ekkehart Vesper. Ganz besonders freuen wir uns, daß so zahlreiche Gäste unserer Einladung gefolgt sind. Sie, meine Damen und Herren, sind unsere Verbindung zur Welt. Mit Ihnen wollen wir reden, um nicht einsam für uns zu wirken.

Meine Damen und Herren, Sie hören nun die Gedenkworte auf FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF, auf WOLFGANG GENTNER, auf MARINO MARINI und FRITZ SCHALK, und im Anschluß daran wird unser Ordensmitglied THEODOR SCHIEDER zum Thema »Friedrich der Große und Machiavelli – das Dilemma von Machtstaat und Aufklärung« einen Vortrag halten.

Ich darf jetzt den Herrn Regierenden Bürgermeister bitten, zu uns zu sprechen.

ANSPRACHE
DES REGIERENDEN BÜRGERMEISTERS VON BERLIN
DR. HANS-JOCHEN VOGEL

Herr Bundespräsident,
Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
Sehr verehrte Mitglieder des Ordenskapitels,
Sehr verehrte Ehrengäste,
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Als Regierender Bürgermeister von Berlin benütze ich diese Gelegenheit, um Ihnen allen im Namen des Senats von Berlin ein sehr herzliches Willkommen zu entbieten. Ich hätte dies gern schon gestern anlässlich des Empfangs der Stadt getan. Nicht das »Dilemma von Machtstaat und Aufklärung«, aber das Dilemma von Terminen, Neigung und Pflicht hat dies leider gestern abend verhindert.

Berlin freut sich, daß das Kapitel an seinen Ausgangspunkt, an den Ort seiner Gründung zurückgekehrt ist. Wir freuen uns aus drei Gründen:

Erstens, wir empfinden es als eine Auszeichnung für die Stadt, daß Sie in dieser Regelmäßigkeit und – heute darf ich hinzufügen – in dieser Vollständigkeit sich in Berlin versammeln. Aus der Vielzahl der Zusammenkünfte, Kongresse, Tagungen ragt Ihre Zusammenkunft, ragt Ihre Sitzung deutlich heraus. Wir freuen uns zum zweiten, weil Sie allein schon in der personellen Repräsentation die Bedeutung der Wissenschaft und der Künste unterstreichen und sichtbar machen: in der Vielfalt der Fachgebiete, in der Vielfalt der Individualitäten, aber auch im Zusammenklang des Nationalen und des Internationalen. Wir freuen uns zum dritten, weil der Orden durch Sie verkörpert ein Stück Tradition darstellt, ein Stück Tradition, das

harte Einschnitte unserer geschichtlichen Entwicklung überdauert hat, zweimal neu belebt wurde, 1920 und dann wieder 1952. Und wir freuen uns im Jahr der Preußenausstellung ganz besonders darüber, daß hier ein Stück preußische Tradition wachgehalten wird. Denn, obwohl der Orden in die Obhut der größeren Gemeinschaft getreten ist, in die Obhut zunächst des Reiches und dann der Bundesrepublik, ist er doch der geschichtlichen Überlieferung nach ein Stück preußischer Tradition. Vielleicht darf ich es, der seine landsmannschaftliche Herkunft auch in dieser Funktion nicht verleugnet, noch ein bißchen unbefangener sagen. Preußen, das war ja nicht nur eine Armee, die sich einen Staat hielt, Preußen war viel mehr. Das war anderes auch; war Geistiges, war ein Beitrag zur Entwicklung der Zivilisation. Und gerade dieses Preußen, gerade diese Seiten der preußischen Tradition und Überlieferung, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen, die werden durch Sie, durch den Orden, durch das, was Sie verkörpern, in Erinnerung gerufen.

Ich glaube, in einer Zeit, in der wir eher an den Folgen einer drohenden Geschichtslosigkeit leiden, an dem Vergessen der Zusammenhänge und der Entwicklungen, ist dies ganz besonders zu unterstreichen und willkommen zu heißen. In diesem Sinne wünsche ich Ihrer heutigen Sitzung einen guten Erfolg, und auf diesem Hintergrund entbiete ich Ihnen bereits die Einladung für die nächste Sitzung Ihres Ordenskapitels, die Sie bei guter und – wie ich hoffe – baldiger Gelegenheit wieder hier in Berlin veranstalten wollen. Herzlichen Dank!

GEDENKWORTE

FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF

14. 5. 1895 – 26. 7. 1980



Augustus Hanshof

Gedenkworte für
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF

von
Stephan Kuttner

Für viele von uns, deren Arbeit der Erforschung der Geschichte gilt, ist es ein Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit die Frage vorzulegen, was denn eigentlich die Bedeutung unserer Bemühungen sei. Die Frage ist nicht unberechtigt, vor allem in Zeiten, die kritische Besinnung über Sinn und Legitimation traditioneller Ordnungen, Methoden und Einrichtungen verlangen. Die Frage ist auch verführerisch, insofern sie zu einer Art von Revisionismus überleiten kann, in welchem modische Axiome, Auf- und Abwertungen, Bekenntnis statt Erkenntnis die von früheren Generationen erarbeiteten Einsichten aus ideologischen Gründen beiseite schieben.

Trotz solcher Exzesse bleibt die Frage nach dem Sinn historischen Forschens und Schreibens eine würdige Frage, schon darum und vielleicht vor allem darum, weil die Erkenntnis der Vergangenheit sich aus der Kenntnis ungezählter und unzählbarer Einzelheiten zusammensetzt, welche aber erst dann zu einem Bilde zusammenwachsen, wenn wir im Fließen aller Zufälligkeiten oder (um ein wirklich »historisches« Gleichnis zu zitieren) im »sausenden Webstuhl der Zeit« ein Ganzes, einen Sinnzusammenhang entdecken; in anderen Worten, erst dann, wenn unser gelehrtes Tun über die blo-

ße Aufzeichnung, über Chroniken und Annalen hinauswächst. Der Sinnzusammenhang mag durch ideengeschichtliche, durch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche, durch politische, institutionelle und (damit eng verknüpft) rechtshistorische Fragestellungen, durch rationale, regionale und lokale Besonderheiten gegeben sein.

Keine von diesen war François-Louis Ganshof fremd; keine von ihnen beschäftigte seine stets wache historische Neugier unter Ausschluß anderer Fragestellungen; in jeder von ihnen hatte er Besonderes zu sagen, einfach weil er überall zuhause war und mit einer glückhaften Beherrschung des Quellenmaterials das Ganze im Einzelnen zu erkennen vermochte. Wir müssen diese ungewöhnliche Gabe in der Tat glücklich nennen: es ist wohl kein Zufall, daß ein Historiker wie er, der manche seiner wichtigsten Studien mit einem Fragesatz überschrieb – »Qu'est-ce que la féodalité?« (1944); »Wat waren de Capitularia?« (1955) –, seiner Sache zu sicher war, um etwa eine Arbeit »Qu'est-ce que l'historiographie?« zu schreiben.

Er war in der Tat überall zu Hause, und mit der ihm natürlichen Verbindung von Selbstsicherheit und Bescheidenheit lehnte er es nie ab, Artikel für belgische, italienische, holländische, englische, deutsche Enzyklopädien zu schreiben, oder allgemeine Darstellungen geschichtlicher Perioden – Mittelalter, Karolingerzeit – oder der niederländischen Geschichte zu Sammelwerken beizutragen. Darin drückte sich nicht nur der gewaltige Fleiß aus, für den »nulla dies sine linea« geradezu ein Bedürfnis war, sondern auch die Gabe, seine weitverzweigten Kenntnisse in die verschiedensten Zusammenhänge einzuordnen, mochte man ihn nun aufgefordert haben, in einer Serie von Veröffentlichungen zur Geschichte der internationalen Beziehungen oder zur Agrargeschichte, zur Geschichte der Städte, zur historischen Kartographie, oder einfach zur allgemeinen Geschichte für ein gebildetes Publikum einen Band oder ein Kapitel zu schreiben. Es war immer ein vortrefflicher Band, ein ausgezeichnetes Kapitel.

Hinter dieser Gabe verbarg sich eine bewundernswürdige Disziplin. Wir mögen sie auf drei besonders charakteristische Züge zurückführen: (1) die Überzeugung von der Pflicht des Historikers zur Univer-

salität; (2) das Bedürfnis, die Vielfalt aller Gegenstände historischer Kenntnis und Erkenntnis in klare Ordnungszusammenhänge zu bringen; (3) der Sinn für die Realität von politischen, sozialen, rechtlichen Institutionen, das heißt von Gegebenheiten, die sich aus greifbaren Zeugnissen historischen Geschehens ablesen und deuten lassen. Ideengeschichte hatte für Ganshof einen Sinn nur, wenn sie zum Verhältnis zwischen Gedankenwelt und greifbarer Entwicklung vordrang. Die moderne Wendung zur Quantifizierung historischen Erkennens, zum Glauben an den Computer, zur soziologischen Statistik erfolgte noch zu seinen Lebzeiten: sein Schweigen über diese Entwicklungen dürfen wir uns vielleicht erlauben, als ein beredtes Schweigen anzusehen.

Für die universale Weite und Tiefe seiner Kenntnisse und Interessen legen die hunderte von Buchbesprechungen Zeugnis ab, die er über die Jahrzehnte in der »Revue belge de philologie et d'histoire« veröffentlichte. Sie reichen von spätantiker Geschichte bis zum zwanzigsten Jahrhundert; von Diplomatie, Handschriften- und Münzkunde zur allgemeinen und speziellen Geschichte der westlichen und der byzantinischen Welt. Aber nicht nur Lesefrüchte: eine große Anzahl eigener Arbeiten auf all diesen Gebieten lassen uns einen Universalhistoriker erkennen, wie es deren heute nur wenige gibt. Mochte es sich um die Handelsprivilegien flandrischer Städte oder um die türkischen Invasionen in Osteuropa handeln; um die Heiligengeschichte des Rheinlandes oder die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität im ersten Weltkrieg: jedem Problem war seine souveräne Beherrschung des Quellenmaterials und sein unbestechlicher Sinn für methodisch saubere Interpretation gewachsen.

Ich habe soeben von Ganshofs intellektuellem Anliegen gesprochen, alle historische Erkenntnis in klare Ordnungszusammenhänge zu bringen. Das zeigt sich rührenderweise selbst in der Bibliographie seiner eigenen Veröffentlichungen, die er 1946 in Druck gab und bis zum Lebensende durch eingehaftete Blätter in seinem persönlichen Exemplar auf laufendem Stande hielt. Wo die meisten von uns mit einer chronologischen Aufzeichnung unserer Arbeitsfrüchte zufrieden wären, hat Ganshof seine gewaltige Produktivität (ohne die Bei-

träge zu Enzyklopädien bereits 342 Nummern im Jahre 1946) in strenge Ordnungskategorien eingeordnet, deren erste er als »Le mouvement historique« überschrieb: Mitarbeit an internationalen und nationalen historischen Kongressen, Nachrufe auf Historiker, usw.: »Le travail historique: Méthode, sciences auxiliaires«, bildet die zweite Kategorie, worauf (iii) »Histoire générale«, nach Epochen und Ländern eingeteilt, und (iv) »Histoire générale: Domaines spéciaux« folgt – ein allgemeiner Nenner, unter dem sich einige seiner wichtigsten Beiträge zur Rechtsgeschichte und zur Stadtgeschichte verbergen. »Histoire de Belgique« (v) mit bereits 29 Einträgen im Katalog von 1946, ohne die unter anderen Rubriken wie Stadtgeschichte, Agrargeschichte etc. eingeordneten Arbeiten mitzuzählen.

Um die Lebensmitte – François-Louis Ganshof war 85 Jahre alt, als er am 26. Juli 1980 starb – zeichnet sich eine stärkere Konzentration auf zwei besondere Forschungsgebiete ab, die sich zum Teil überschneiden: die Geschichte der Karolingerzeit und die Rechtsgeschichte des früheren Mittelalters. Ein zugleich liebevoll bewunderndes und kritisches Verständnis für Karl den Großen führte ihn zu wiederholten Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen, von deren mehrere sich mit dem Scheitern der gewaltigen Regierungs- und Reichsstruktur des großen Kaisers beschäftigten, wie etwa der eindrucksvolle Aufsatz von 1948 »La fin du règne de Charlemagne: une décomposition«. Die Bemühung um eine vollständige Kenntnis dieser Strukturen reichte bis in Ganshofs hohes Alter; sie liegt wohl auch letztlich seinen zwei weitest gelesenen Beiträgen zur Rechtsgeschichte zugrunde.

Ich habe deren ursprüngliche Titel in Frageform schon erwähnt: »Was war das Lehnwesen?« (zuerst auf französisch, 1944); »Was waren die Kapitularien?« (zuerst auf flämisch, 1955); beide in viele Sprachen übersetzt, zum Teil von ihm selbst. Der erstere beschreibt Entstehung und Funktion jenes der mittelalterlichen Gesellschaft eigentümlichen Rechtsverhältnisses, das sich aus persönlicher Bindung zwischen Herrn und Vasall, Lehnsherr und Lehnsman, und aus der damit zugleich verknüpften Verleihung von Besitz, der Be-

Lehnung, in einem feierlich formellen Akt zusammensetzt. Dies außerordentlich komplexe Gebilde, in dem Schutz und Dienst, Amt und Besitz, Versorgung und Treupflicht ineinanderfließen, eine Lebensform, welche die Dichter der Romantik faszinierte und den aufgeklärten dritten Stand des 18. Jahrhunderts zur Revolution trieb, hat Ganshof mit großer begrifflicher Präzision in seinen fränkischen Ursprüngen und seinen mannigfachen Ausformungen dargestellt – vielleicht sogar zu klar dargestellt, wie manche es empfunden haben, die in der feudalen Gesellschaft des Hochmittelalters eher etwas irregulär Gewachsenes sahen. Aber Ganshof selbst ist sich, bei aller Überzeugung von der methodischen Notwendigkeit begrifflicher Ordnung in der Rechtsgeschichte, der Diskrepanz zwischen Begriffen und Lebenswirklichkeit stets humorvoll bewußt geblieben. Ich erinnere mich, wie er (ich glaube in Chicago) in einem Vortrag über das Ineinandergreifen staatlicher und feudaler Strukturen von der Unmöglichkeit sprach, Wesen und Funktion des fränkischen *Viccomes* (Vizegraf) – noch heute ein englischer und französischer Adelstitel, Viscount oder Vicomte – völlig zu erklären. Man müsse sich mit dem kleinen Vers begnügen, dessen er sich aus seiner Schulzeit erinnere:

Quand un vicomte
rencontre un autre vicomte
Qu'est-ce qu'ils se racontent?
Des contes de vicomtes.

Ich weiß nicht, ob er das jemals hat drucken lassen.

Die andere bereits erwähnte Studie über die fränkischen Kapitularien richtet sich hingegen an ein sehr viel kleineres Publikum: Es richtet sich an Historiker, die sich mit Problemen der Quellen des Rechts, das ist mit Formen und Überlieferungszusammenhängen für gesellschaftliche und staatliche Ordnungen beschäftigen. Dem heutigen Kontinentalhistoriker, der seit napoleonischer Zeit an staatliche Gesetzbücher gewöhnt ist, mag dies fernliegen. Aber Rechtsschöpfung durch Kodifikation und durch staatliches Monopol der Gesetzgebung ist nur eine der vielfältigen Erscheinungsformen, in denen Rechtsordnungen sich im Laufe der Geschichte entwickelt

haben. Der Historiker, der etwa dem anglo-amerikanischen Rechtssystem, oder den antiken und mittelalterlichen Rechtsgestaltungen offen ist, wird den großen Reiz verspüren, der von Ganshofs souveräner und mit methodischer Exaktheit vorgetragener Darstellung der sogenannten *capitularia* ausstrahlt. Aus der Kritik an bisherigen Forschungen und Ausgaben erwachsen ihm neue Einsichten in die Funktionen, Formen und schriftliche Tradition dieser königlichen Verordnungen im Frankenreich, die, ohne im technischen Sinn »Gesetze« zu sein, mit ihnen konkurrierten und ein erstaunlich fortgeschrittenes Regierungssystem schufen, das die Möglichkeit zentraler Kontrolle über regionale Justiz und Verwaltung der Grafschaften und Bistümer in Karls Großreich bot. All das kann hier nur andeutungsweise gesagt werden.

Ganshof liebte es, immer wieder auf diese und verwandte rechtshistorische Probleme des Mittelalters zurückzukommen und alles mitzuteilen, was der Aufzeichnung wert war; ganz im Sinne des Mottos, das er 1958 über die französische Fassung dieser Monographie schrieb, indem er einen englischen Historiker zitierte: "This book is written, not because it is finished, but because delay is unwise. Those who have long passed middle age should print their material if it can be of use to others, and not wait to make it more perfect..." (H. E. Salter). Er fuhr zeitlebens fort "to make it more perfect"; wie er mir einmal auf einer Tagung der Medieval Academy of America sagte: »Wenn ich jung wäre, würde ich kanonisches Recht studieren; ich hätte früher sehen sollen, wie wichtig dieser Schlüssel zum Verständnis des Mittelalters ist.« Einige Aufsätze seiner Spätjahre bezeugen in der Tat, daß er sich intensiver mit kanonistischen Texten und Institutionen zu beschäftigen begann.

Ohne in das delikate Gebiet der Spannungen innerhalb eines zweisprachigen Landes eindringen zu wollen, muß der Chronist die Tatsache verzeichnen, daß François-Louis Ganshof ein Belgier von nationalem Bewußtsein, aber jenseits nationalistischer Konflikte war. Als Gent 1932 flämische Universität wurde und sein großer Lehrer Henri Pirenne zur Université libre in Brüssel übergang, wurde Ganshof sein Nachfolger; er blieb Professor in Gent bis zur Emeritierung

(1961). Aber das verengte niemals seinen Blickkreis. Auch daß er Mitglied der »Koninglijke Vlaamse Akademie« wurde (zum Unterschied von der Académie Royale de Belgique) hinderte ihn niemals, ebenso gern auf französisch wie auf flämisch zu veröffentlichen. Stets blieb er wissenschaftlich durchaus Europäer, und seine dreimaligen Gastprofessuren in den Vereinigten Staaten (Chicago, Berkeley, Chapel Hill) sollten uns davor bewahren, selbst den Begriff des Europäers zu eng zu fassen.

Mit der Verbreitung und Wirkung seiner Schriften kamen die akademischen Ehren und Preise. Als korrespondierendes Mitglied von mindestens zwölf Akademien und gelehrten Gesellschaften in England, Frankreich, Italien, Österreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten; Doctor honoris causa englischer, schottischer und französischer Universitäten, verspürte er besondere Genugtuung, dem Orden Pour le mérite als ausländisches Mitglied anzugehören. Wir werden dem gelehrten und vielseitigen Historiker, dem Schöpfer eines reichen Lebenswerkes, dem stets voll lebhafter Anregungen sprudelnden Kollegen und Freunde ein dankbares Andenken bewahren.

WOLFGANG GENTNER

23. 7. 1906 – 4. 9. 1980



H. Gombiner

Gedenkworte für
WOLFGANG GENTNER

von
Wolfgang Paul

Am 4. September 1980 starb Wolfgang Gentner. Er selbst nannte sich einen Naturalisten, denn er hatte seine Interessen weit über die Grenzen seiner eigentlichen Wissenschaft – der Kernphysik – hinausgeschoben.

Ein einzelner kann nur Bausteine zu dem Gebäude der Naturerkenntnis beitragen. Wolfgang Gentner hat in diesem kontinuierlichen Prozeß, als sich die Physik vom Atom der nächst kleineren Struktur, dem Atomkern, zuwandte, nicht nur einen auf Dauer sichtbaren Baustein zugefügt, sondern er gehörte für seine Zeit zu den treibenden Kräften und Handwerksmeistern dieser seit Jahrhunderten wirkenden Bauhütte, eine Metapher, die Gentner gerne gebrauchte.

Gentner war aber nicht nur fasziniert von der Physik selbst und ihren subtilen, wirkungsvollen Methoden. Er, ein Mann mit breitem naturwissenschaftlichem Interesse, aber auch historischem Wissen, sah sehr bald, daß die Meßmethoden, die die Kernphysik ausgearbeitet hatte, Fragen in anderen Wissenschaftsbereichen quantitativ lösen konnten, deren Beantwortung bisher nicht möglich oder nur sehr hypothetisch war. So wandte er nach und nach seine physika-

lisch-methodischen Fähigkeiten auf Probleme der Geologie an, auf Altersbestimmungen von Mineralen, auf die Frage der Herkunft der Meteorite und die Entstehung der Erd- und Mondkrater, der Narben im Antlitz der Planeten, wie er sie nannte. Gentner gehört zu den Pionieren auf den neuen Wissenschaftsgebieten der Geochronologie, der Kosmochemie und schließlich auch der Archäometrie, d.h. der Lösung archäologischer Fragen mit Meßmethoden der Physik.

Doch seine wissenschaftlichen Leistungen sind nicht der alleinige Grund, warum Wolfgang Gentner so hohes Ansehen genoß und Auszeichnung fand.

Hinzu kamen seine Persönlichkeit, seine Achtung für andere, sein Wissen um die Begrenztheit des eigenen Handelns, seine Integrität in allen Bereichen. Trotz seiner Internationalität hatte er ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl für das eigene Land.

All dies wird dazu beigetragen haben, daß die Pontifikal Akademie in Rom ihn, den Protestanten, zu ihrem Mitglied ernannt und das Weizmann Institut in Israel ihn, den Deutschen, als Ehrenmitglied im Board of Governors aufgenommen hat.

Lassen Sie mich nun wichtige Stationen seines wissenschaftlichen Lebens aufzeigen:

1925 begann Gentner das Studium der Physik in seiner Heimatstadt Frankfurt. Die Schüler-Vorlesungen des dortigen Physikalischen Vereins und des Senckenbergmuseums hatten seine Liebe zu den Naturwissenschaften, besonders auch der Geologie, geweckt. Seine Doktorarbeit, die er unter Leitung von Friedrich Dessauer durchführte, lag auf dem Gebiet der Strahlenbiologie. Doch sein Interesse konzentrierte sich mehr auf die Physik der energiereichen Strahlung als auf deren biologische Wirkung. Um auf diesem Gebiet mehr zu lernen, nutzte er ein einjähriges Stipendium für einen Forschungsaufenthalt am Radiuminstitut der Madame Curie in Paris. Aus einem Jahr wurden ihrer drei, in denen Gentner präzise Experimente zur Wechselwirkung von γ -Strahlen mit Materie ausführte und erste Einblicke in die Kernphysik erhielt. Aus dieser Zeit stammt die Freundschaft mit Frédéric Joliot.

Nachdem Gentner eine kernphysikalische Arbeit von Walter Bothe gelesen hatte, schrieb er ihm 1935 nach Heidelberg, daß diese einen Fehler enthalte. Bothe antwortete und bot Gentner an, für ein Jahr an sein Institut zu kommen, um den Beweis dafür anzutreten. Behalte er recht, könne er bleiben; Gentner akzeptierte und blieb. Die anschließenden zehn Jahre in Heidelberg entwickelten sich zu einer äußerst fruchtbaren, wenn auch manchmal strapaziösen Zusammenarbeit.

Der Photoeffekt an komplexen Kernen wurde entdeckt und trug viel zur Kenntnis der Atomkerne bei. Der Bau eines Cyclotrons wurde in Angriff genommen, dessen Wirkungsweise Gentner in einem fast einjährigen Aufenthalt bei Lawrence in Berkeley studierte.

Im Kriege, nach der Besetzung Frankreichs, wurde er mit einer kleinen Gruppe von Physikern nach Paris kommandiert, um am Kernchemischen Institut des Collège de France den Bau des dortigen Cyclotrons für deutsche Nutzung voranzutreiben. Sein Freund aus vergangenen Tagen, Joliot, war inzwischen Direktor des Instituts. Welche Balanceakte es erforderte, den deutschen Auftrag zu erfüllen, das kollegiale Vertrauen zu bewahren und gleichzeitig das Eingreifen der deutschen Besatzungsbehörde zu verhindern, schildert Gentner in Erinnerungen, die er nur wenige Tage vor seinem Tode aufzeichnete. Joliot, wie auch der damalige Senior der französischen Physik, Paul Langevin, kamen dank Gentners mannhafter Hilfe aus zeitweiliger Verhaftung frei. Frankreich hat ihm 20 Jahre später durch Verleihung des Offizierskreuzes der Ehrenlegion gedankt.

Es war offensichtlich, daß Gentner alle Voraussetzungen erfüllte, am Wiederaufbau der Wissenschaft nach dem Kriege mitzuwirken. 1946 berief ihn die Universität Freiburg auf den Lehrstuhl für Experimentalphysik. Hier entwickelte er seine Liebe zum Bauen. Ein neues Institut entstand aus den Trümmern eines alten und wurde in erstaunlich kurzer Zeit arbeitsfähig. Nun zeigte sich, daß Gentner auch die Gabe hatte, Studenten um sich zu scharen, für die Physik zu begeistern und mit leichter Hand zu führen. In Humboldt'scher Tradition verband er wissenschaftliche Erziehung mit aktueller Forschung. Die Schule Gentner wurde ein Begriff.

Nach dem Krieg hatte sich die Kernphysik mit den dafür nötigen großen Beschleunigern in den USA stürmisch entwickelt. Man erkannte, daß Europa nur gemeinsam stark genug sein könne, um eine Abwanderung seiner besten Wissenschaftler zu vermeiden.

1952 ging man daher daran, in Genf das Europäische Zentrum für Kernforschung – CERN – aufzubauen. Es war selbstverständlich, daß Gentner eine führende Rolle übernahm. Nicht nur stand er in hohem wissenschaftlichen Ansehen, er hatte auch das Vertrauen der europäischen Physiker in dieser politisch noch recht schwierigen Zeit. 1955 wurde er zum ersten Forschungsdirektor von CERN gewählt. In späteren Jahren war er Vorsitzender des Wissenschaftskomitees und schließlich Präsident des CERN-Rates. Sein unbürokratischer Führungsstil und seine Überzeugung, in einem solchen internationalen Laboratorium müsse die Wissenschaft immer die Priorität vor politischen Erwägungen haben, trugen dazu bei, daß CERN sich so überaus erfolgreich entwickelte.

1958 berief ihn die Universität Heidelberg und gleichzeitig die Max-Planck-Gesellschaft als Direktor eines neu zu bauenden Instituts für Kernphysik. Hier kam Gentners großzügiges Denken sowohl in der wissenschaftlichen Konzeption des Instituts als auch in seiner architektonischen Gestaltung voll zur Entfaltung. Seit dieser Zeit sprach ihn der sparsame Otto Hahn nur noch mit »mein teuerster Freund« an.

Beschleunigeranlagen für das gerade aufkommende Gebiet der Kernphysik mit schweren Ionen wurden aufgebaut und eine eigene Abteilung für Kosmochemie eingerichtet. Wiederum fand das Institut in all seinen Aktivitäten internationale Anerkennung. Gentner und seinem früh verstorbenen Mitarbeiter Joseph Zähringer war die Aufgabe übertragen, Altersbestimmungen an Gesteinsproben durchzuführen, die die Apollomission vom Mond zur Erde zurückgebracht hatte. In diesen Jahren hatte er auch zeigen können, daß das Nördlinger Ries mit seinen 12 km Durchmesser der Einschlagkrater eines riesigen Meteors ist, dessen Spritzer bis nach Böhmen geschleudert wurden.

Eine Würdigung Wolfgang Gentners wäre unvollständig, spräche

ich nicht von seinem leidenschaftlichen Bemühen, zu einem leidenschaftslosen Verhältnis der israelischen und deutschen Wissenschaft zu kommen. Gentner hatte bei CERN erfahren, daß nichts besser geeignet ist, Vertrauen zurückzugewinnen, als gemeinsames Arbeiten. In Amos de Shalit traf er einen Israeli, der gleicher Überzeugung war. Auf deutscher Seite fand Gentner Unterstützung in Otto Hahn, Feodor Lynen und ganz besonders bei seiner Frau. In vielen kleinen Schritten erreichten sie, daß der Plan einer kontinuierlichen deutsch-israelischen Zusammenarbeit im Bereich der Wissenschaften in Israel akzeptiert wurde, obwohl sie anfangs vielen undenkbar schien. Wenn jetzt nach 20 Jahren der Austausch von jungen Wissenschaftlern zwischen israelischen und deutschen Instituten im Rahmen der Minervastiftung den Charakter des Ungewöhnlichen verloren hat, ist es das Verdienst einer kleinen Gruppe, die von Anfang an den Namen Gentner Komitee führte.

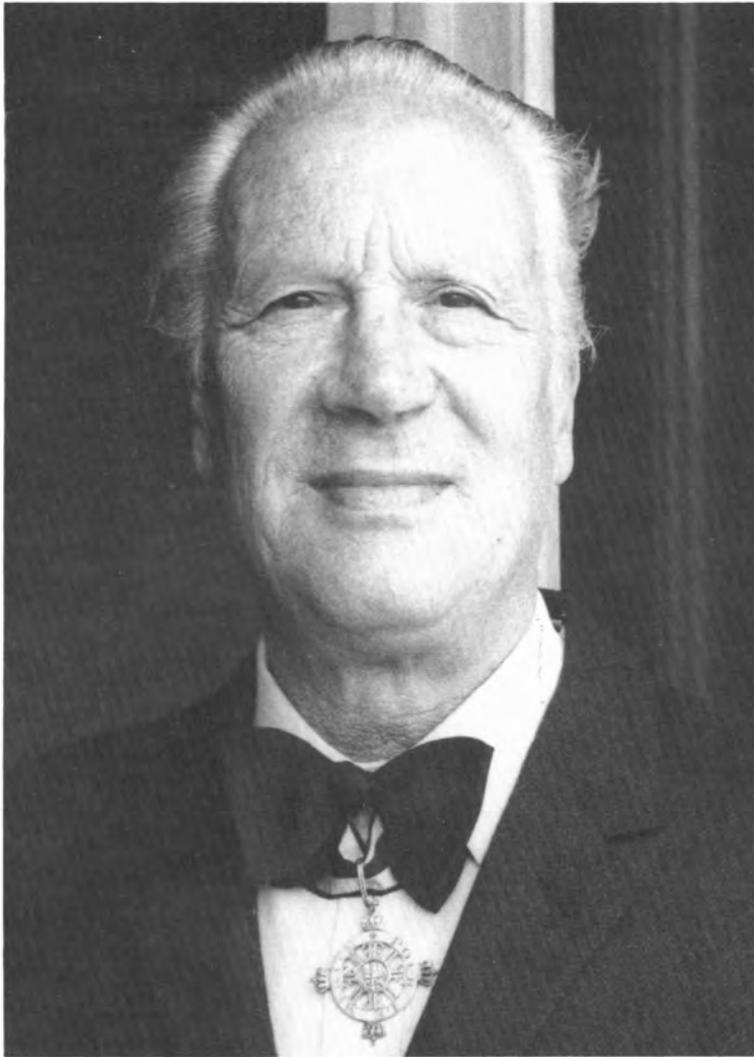
Lassen Sie mich zusammenfassen:

Wolfgang Gentner hat sich in der Wissenschaft einen ausgezeichneten Namen gemacht, wie es in der Satzung des Ordens »Pour le mérite« heißt. Er hat Brücken geschlagen über unüberbrückbar erscheinende Gräben menschlicher Gefühle und alle, die ihm näher kamen, im Inneren bereichert.

Erlauben Sie, verehrte, liebe Frau Gentner, Sie in unseren Dank an ihn einzuschließen.

MARINO MARINI

27. 2. 1901–6. 8. 1980



Francis Galton

Gedenkworte für
MARINO MARINI
von
Hans Wimmer

Marino Marini ist eine der stärksten bildhauerischen Begabungen der Gegenwart und wäre sie zu allen Zeiten gewesen. Möglicherweise reichen die Wurzeln seiner Begabung zurück bis zu den Etruskern, auf die er sich bezieht als auf eine »Kultur des Ursprünglichen« im Gegensatz etwa zu Donatello als einem »Vollender«. Marini hat in zahllosen Abwandlungen die geängstigste Kreatur unseres Zeitalters dargestellt, vor allem im Thema »Reiter«, das ihm zum Vorwand wird für einen apokalyptischen Totentanz.

Seine Figuren, insbesondere die frühen weiblichen Akte, sind bis zum Rand angefüllt mit Spannung. Die Lust des Südländers am Spiel mit formalen Elementen leistet sich dabei gelegentlich Wirkungen, welche den seiner Begabung gemäßen Ernst kalt ignorieren. Aber auch dann ist er immer aufschlußreich in dem, was er sagen will, und nie langweilig. Das trifft man gerade bei großen Begabungen, ich erinnere nur an Picasso. Eine Beziehung des Bildhauers zur Architektur, die ihn verpflichten könnte, kennt er nicht – möglich, daß er sie in unserer Zeit für sinnlos hält. Man kann daher seine Plastiken hinstellen, wohin man will. Das hat er übrigens mit der Antike gemein.

Marini äußert sich auch schriftlich zu künstlerischen Fragen, allerdings nur zu prinzipiellen. Seine Antithesen bezeichnen schlagartig die Situation. Was er sagt, wird von einer wachen Intelligenz kontrolliert.

Am Werk Marino Marinis läßt sich das plastische Prinzip geradezu ablesen. Im Erfassen des Volumens, dem A und O der Bildhauerei, hat er nicht seinesgleichen. Selbst da, wo es in seine Kehrseite umschlägt, nämlich im Zwischenraum, ist es nicht minder präsent. Das wird mehr und mehr deutlich in den Arbeiten der zweiten Hälfte seines Lebens, hier wird der Zwischenraum geradezu zum Ausgangspunkt der Gestaltung. Die raumumgrenzenden sichtbaren Flächen, aber auch die nicht sichtbaren, die gedachten, imaginären, werden jetzt voll in die Rechnung einbezogen.

Die Abwandlungen seines »Reiters« – und seien sie noch so verspielt, sie scheinen es nur – tragen die *stampa* schürfender, schöpferischer Tiefe. Er wird nie zum Macher, er bleibt ein Suchender.

Die Bausteine seines Bildhauergebäudes heißen nicht Frohsinn oder Tragik, sondern Länge, Breite und Tiefe. Er verläßt nie den Bezirk, wo nicht die Gesetze der Natur gelten, sondern die Gesetze der Kunst. Das Handwerk steht bei ihm am Anfang und am Ende. Die Natur als solche interessiert ihn nicht, ihn interessiert allein das Volumen. Begegnet er einem Pferd (das er doch ständig darstellt), einem Pferd mit Fleisch und Blut, so schaut er nicht hin – es würde ihn am Ende von der Hauptsache, *seiner* Hauptsache ablenken.

Diesen Verzicht leistet er sich, weil man ihm zutraut, daß er sich mit Leidenschaft auf das Abenteuer einer tausendfältigen Gliederung einließe, mit allem zur Mitgestaltung aufgerufenen Detail (wie es etwa Lionardo tat), *wenn* es in seiner Natur läge.

Wenn er beispielsweise den Mechanismus der Bewegung beim Pferd, welcher sich in den Gelenken abspielt, negiert (so daß die vier Beine beim stehenden Pferd nur mehr vier Tischbeine sind), so gewinnt er bei dieser Umdeutung eine expressive Aussagekraft. Bei Marini streiten sich die zwei Grundelemente der Kunst der Mittelmeerländer: die absolute Form, das Erbe der Griechen – und der Ausdruck, das Erbe der Nordländer.

Ein Grieche des 5. Jahrhunderts hätte nicht nach einem Griechen des 6. Jahrhunderts geschickt. Auch Marini schert sich nicht um das 19. oder ein sonstiges Jahrhundert. Er besinnt sich auf die *Urelemente* der *Bildhauerei*, sie gelten zu allen Zeiten, das sind: Volumen, Zwischenraum, offene und geschlossene Form, Hierarchie der einzelnen Gestaltungselemente, klares Herausstellen und konsequentes Durchhalten des angeschlagenen Kompositionsgedankens, einfaches Werkzeug.

Das klingt alles sehr einfach, ist es aber nicht. Ich meine etwa das einfache Stehen der Figur – was bei hundert Figuren zweimal in der ganzen Reinheit erreicht wird.

Marini unternimmt den Alleingang. Er schaut sich nicht um. Ein beträchtliches Wagnis für einen Spätgeborenen, der die Kulturen von fünf Jahrtausenden mit sich schleppt! Der Verlust der Nuance stört ihn dabei nicht. Seine kraftvolle Robustheit läßt ihn über Leichen gehen.

»Was kümmern uns die Toten.«

FRITZ SCHALK

17. 1. 1902 – 20. 9. 1980



Prof. Dr. G. Fritz Schalk

Gedenkworte für

FRITZ SCHALK

von

Karl Rahner

Der Romanist Fritz Schalk wurde am 17. Januar 1902 in Wien geboren. Nach Studien in Wien, Marburg, Leipzig, Freiburg i.Br., Paris promovierte er 1927 in Wien, habilitierte sich 1932 in Hamburg mit einer herausragenden Arbeit über die Enzyklopädie der französischen Aufklärung. Er wurde im selben Jahr als a.o. Professor nach Rostock und 1936 nach Köln auf den Lehrstuhl Leo Spitzers berufen, wo er 1940 Ordinarius wurde. Er ist dieser Universität trotz zahlreicher Rufe, u.a. nach Hamburg, Wien und München, treu geblieben. Auch nach seiner Emeritierung blieb er der Leiter des Petrarca-Instituts an der Universität Köln, das heute mit seiner bedeutenden Bibliothek ein Zentrum der Italianistik und insbesondere der Humanismus-Forschung in Deutschland ist. Schalk war von der Gründung an ordentliches Mitglied der Akademien von Mainz und Düsseldorf, korrespondierendes Mitglied der Akademien in Wien und Berlin, Träger hoher französischer, italienischer und spanischer Auszeichnungen. Am 29. Mai 1979 wurde er in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste aufgenommen. Am 20. September 1980 ist Fritz Schalk in Köln gestorben.

Die außerordentlich zahlreichen Publikationen Schalks sind im bi-

bliographischen Anhang zweier ihm gewidmeten Festschriften verzeichnet, deren Angaben in einer für 1982 geplanten dritten Festschrift, die jetzt »in memoriam« erscheinen muß, fortgeführt werden. Es sind rund 150 Publikationen und über 200 (immer sorgfältige) Rezensionen. Von diesen Werken seien wenigstens ein paar genannt: »Einleitung in die Encyclopädie der französischen Aufklärung«, 1936; »Die französischen Moralisten« (2 Bände), 1949 in 4. Auflage; »Moralisti Italiani del Rinascimento«, 1940; »Das Lächerliche in der französischen Literatur des Ancien Régime«, 1954; »Somnium und verwandte Wörter in den romanischen Sprachen«, 1955; »Das Publikum im italienischen Humanismus«, 1955; »Studien zur französischen Aufklärung«, 1964, 2. Auflage 1977; »Exempla romanischer Wortgeschichte«, 1966; »Präjudicium im Romanischen«, 1971; »Über Epoche und Historie«, 1972. Dazu kamen Übersetzungen aus Montesquieu, de Sanctis, Ortega y Gasset, Vico, die Herausgabe alter Texte, wie von Erasmus, die jahrzehntelange Arbeit des unerbittlichen und sachlichen Rezensenten, die Gründung oder Herausgabe romanistischer Zeitschriften, wie z.B. der Romanischen Forschungen, der *Analecta Romanica* seit 1955, die Herausgabe mehrerer bedeutender Veröffentlichungsreihen, Festschriften und Sammelbände, die freie Mitarbeit an der »Neuen Zürcher Zeitung«. Gedacht muß auch werden seiner Gastprofessuren in Seattle, Wash. (USA), Mexiko und Rio de Janeiro.

Wenn ich mir als Fachfremden herausnehmen darf, noch einige Worte der Würdigung dieses großen Gelehrten anzufügen, dann möchte ich fast wörtlich mich auf seinen Schüler Erich Loos in Berlin berufen. Fritz Schalk ist im Lauf der Jahrzehnte zu einer geistigen Institution geworden, zu einem Strahlungszentrum höchsten Ranges. Ganze Generationen jüngerer Romanisten sind dem großen Gelehrten und Anreger, der nicht im Elfenbeinturm lebte und dem ein Ehrenplatz in der »res publica literaria« gebührt, zu tiefstem Dank verpflichtet. Der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses galt stets seine besondere Fürsorge. Mehr als zehn seiner Schüler lehrten oder lehren an deutschen Universitäten. Ungefähr hundert haben bei ihm ihre Dissertation gemacht. Die von

ihm seit 1935 geleiteten »Romanischen Forschungen« zählen zu den international bedeutendsten Fachorganen, in denen zu publizieren eine hohe Ehre für jeden Romanisten bedeutet. In der Überzeugung, daß gerade von einem nichtromanischen Land aus die Weite und Einheit des Faches am ehesten gewahrt werden kann, hat Schalk es sich schon früh zur Aufgabe gesetzt, die geistigen und literarischen Traditionen Italiens, Spaniens und Frankreichs in ihrer inneren Verbundenheit sichtbar und auch für unser geschichtliches Bewußtsein fruchtbar zu machen. Dabei reichten seine Interessen dank einer klassisch-philologischen und philosophischen Ausbildung weit über die Grenzen seines Faches hinaus. Von der Weite seines Geistes und seiner Interessen zeugen auch seine freundschaftlichen Beziehungen mit Karl Kraus, dem Kreis um Warburg, Cassirer, Snell, Saxl, mit Vossler, Ernst Robert Curtius, Hugo Friedrich und vielen andern. Schalk verfeinerte mit der Interpretation ganzer literarischer Gattungen, von Autoren, Einzelwerken und Motiven die geistesgeschichtliche Methode, die während der 20er Jahre entwickelt wurde und ihren Höhepunkt in Deutschland fand. Dabei hat Schalk diese Methode stets gegenüber ideologischen Tendenzen und Ansprüchen der formalistischen Methoden konsequent verteidigt und behauptet, vor allem gegen solche, die die Philologie zu einer Art Hilfswissenschaft der Sozialkunde machen wollen. Sein Werk muß den Nachfahren Vorbild und Ansporn sein, die Philologie im klassischen Sinne des Wortes mit allen Kräften zu verteidigen; ihm nachzueifern in der Weite seines Bildungshorizontes, des Reichtums seiner Erfahrung, in seinem Blick für die *faits significatifs* (Bergson). Schalk wollte die geplante Vorstellungsansprache in diesem unseren Orden unter das Leitwort stellen: die Romanistik, ein faszinierendes Fach. Bei ihm war es so.

REDE VON
THEODOR SCHIEDER

THEODOR SCHIEDER

FRIEDRICH DER GROSSE UND MACHIAVELLI

Das Dilemma von Machtstaat und Aufklärung

Es bedarf in der Stadt, in der wir diese Feier begehen, wohl keiner besonderen Begründung, eine historische Persönlichkeit zu würdigen, die Berlin zu einem Zentrum der europäischen Politik gemacht hat. Hinter dem mit redlichen und unredlichen Argumenten geführten Streit darüber, ob man König Friedrich II. von Preußen geschichtliche Größe zusprechen kann, stehen politische, geistige und auch ethische Gegensätze in zwei Jahrhunderten, aber daß bedeutende Wirkungen von ihm ausgegangen sind, hat noch niemand bestritten. Mindestens der deutschen Geschichte gab er eine entscheidende Wendung. Auch diese Wirkungen waren höchst zwispältig, von welchem Standpunkt man auf ihn blickt. Goethe ging so weit, in »Dichtung und Wahrheit« von ihm zu sagen, er sei in seiner Zeit der Polarstern gewesen, »um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien«; die französischen Aufklärer, voran Voltaire, wollten mit dem König auf dem Thron den Sieg der Aufklärung über die Mächte der Finsternis herbeiführen. Die Deutschen, von seinen Taten zu einem höheren Selbstbewußtsein beflügelt, sahen sich von ihm mißachtet und gerade in ihren intellektuellen Schichten, in denen ihr politisches Bewußtsein erst erwachte, tief verletzt. Der Staat Preußen, als dessen erster Diener er sich selbst bezeichnete und dem allein sein ganzes Lebenswerk über alle Katastrophen hinweg gehörte, brach 20 Jahre nach seinem Tode zusam-

men. Fast zwei Jahrhunderte später wurde Preußen offiziell durch die Siegermächte des II. Weltkriegs von der Landkarte gestrichen, ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Staatengesellschaft. Aber soll man nicht sagen, daß es gerade dies ist, was nach den Gründen für das Phänomen Preußen forschen läßt, nach den historischen Umständen seiner Begründung und dem Charakter seiner Begründer, unter denen Friedrich ohne jeden Zweifel der bedeutendste ist? Das Aufkommen einer neuen Macht in einem System von Staaten, in dem traditionelle, schon verkrustete Freundschaften und Feindschaften bestanden und sich bereits gewaltige soziale und geistige Veränderungen ankündigten; dies war im Kern das Grundproblem der Geschichte Friedrichs des Großen. Es war nicht nur ein Problem militärischer Entscheidungen von Schlachten und diplomatischen Systemwechseln, sondern auch ein Problem des Ringens ideeller Kräfte, des Durchbruchs neuer Vorstellungen über Staat und Staatengemeinschaft. Friedrich, der Fürst der Aufklärung und der offenerzogene Bekenner reiner Machtpolitik stehen sich wie zwei völlig unvereinbare Größen gegenüber, die nicht miteinander identisch sind. Diese Unvereinbarkeit und das Dilemma, das sie unablässig herstellte, ist das Grundproblem der Persönlichkeit Friedrichs. Das Bewußtsein dafür ist durch die Begegnung mit Machiavelli geweckt worden, dem großen politischen Schriftsteller der Renaissance, der das Wesen der Politik im Spiegel des politischen Handelns seiner Zeit, die Wirklichkeit der Dinge (*«la verità effettuale della cosa»*) anstelle ihres auf Einbildung beruhenden Scheins (*«immaginazione di essa»*) zu erkennen suchte. In dem Bilde von Löwe und Fuchs wollte er die beiden entscheidenden politischen Triebkräfte: List und Gewalt erfassen und führte dies bis zur äußersten Konsequenz durch.

Der »Principe« Machiavellis stand einst in der Tradition der mittelalterlichen Fürstenspiegel, der Lehrbücher fürstlicher Tugenden, und wollte ihren Fiktionen die erschreckenden Wahrheiten seiner Zeit entgegensetzen. Friedrich verwandelte gleichsam dieses Bild von Verbrechen und Verrat wieder zurück in eine Tugendlehre, die Tugendlehre des aufgeklärten Monarchen des 18. Jahrhunderts.

Man muß sich die Lage vergegenwärtigen, in der der Kronprinz Friedrich von Preußen sich befand, als er seinen »Antimachiavell« niederschrieb: er hatte sich in den seiner Thronbesteigung vorangehenden Jahren in Rheinsberg einen Musenhof nach seinem Bilde im Stil des Rokoko geschaffen, aber auch schon mit einem Kult von Freundschaft und Jugend, der an das Weimar Karl Augusts erinnerte. Er war bereits erfüllt von Erfahrungen, von Wissen über die schrecklichen Wirklichkeiten der Politik und suchte sich an den Träumen von einer idealen Welt aufzurichten, wie er sie bei Voltaire und Fénelon beschrieben fand. Die *Henriade* Voltaires bestärkte ihn in seiner Absicht, eine Streitschrift gegen den Machiavellismus zu schreiben und Heinrich IV. von Frankreich als Idealbild eines Fürsten gegen Cesare Borgia, das Fürstenmodell Machiavellis, zu stellen. Sie sollte nach Voltaires aufmunternden Worten der »Katechismus der Könige« werden, »das Gegengift«, aus der Hand eines Königs gespendet. Diese idealistische Vorstellung, eine Art König der Aufklärung zu werden, verdrängte vorübergehend die Kälte berechnenden politischen Verstandes Friedrichs, aber sie tat es nie vollständig: nie verlor der bereits in jungen Jahren menschenverachtende Prinz die Kontrolle über seine Phantasie. Friedrich Meinecke spricht von einem eingepflanzten Dualismus von Machiavell und Antimachiavell bei ihm, aber es trifft wohl nicht ganz zu, beide geistige Mächte als gleichwertig zu behandeln. Der Antimachiavellismus Friedrichs ist eine nur in die intellektuellen Bereiche seines Charakters eingedrungene Bildungsschicht, der Machiavellismus eine Naturkraft, die in ständigem Widerstreit liegt mit den Ideenkräften der Zeit, die ihn faszinierten, aber sein Handeln nicht immer beeinflussen konnten.

Wer, wie es schon einige Zeitgenossen taten, den »Antimachiavell«, dessen Veröffentlichung durch Voltaire der Thronbesteigung Friedrichs nur mit kurzer Frist nachfolgte, als ein grandioses Täuschungsmanöver des von vornherein zu Angriff und Eroberung entschlossenen Fürsten ansehen wollte, irrte und hatte ihn nicht aufmerksam genug gelesen. Zwischen den glänzenden rhetorischen Zurückweisungen der verderblichen, ja verbrecherischen Ratschläge Machia-

vellis stehen die Einschränkungen und Vorbehalte, die alle Hintertüren offenließen und oft wie Fallstricke wirkten. Ich will das an den beiden Beispielen des Vertragsbruchs und des gerechten Kriegs darzustellen versuchen. Im 18. Kapitel seines »Principe« behandelt Machiavelli die Frage, wieweit Fürsten ihr Wort halten sollen, und er kommt zu dem Ergebnis, daß ein kluger Fürst sein Wort nicht halten dürfe, wenn eine Zusage gegen sein Interesse gehe und die Gründe für seine Versprechungen weggefallen seien. Friedrich meldete seinen Widerspruch gegen dieses Kapitel mit äußerster moralischer Entrüstung an, ohne allerdings gegen die Kernsätze wirklich zu argumentieren. Er kommt erst zur Sache, als er Machiavelli bemerkenswerte Zugeständnisse macht: er müsse zugeben, daß es »mißliche Notwendigkeiten« gebe, durch die ein Fürst gezwungen werden könne, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Er müsse das dann nur mit Anstand tun und seine Verbündeten rechtzeitig davon in Kenntnis setzen, immer vorausgesetzt, daß das Wohl seines Volkes und eine außerordentliche Notlage ihn zwingen.

Der König wurde schon bald nach seinem Regierungsantritt durch seine vom Zaune gebrochene Aktion gegen das österreichische Schlesien im Herbst 1740 in die europäische Politik verstrickt und befand sich auf einmal in einer Lage, die er im »Antimachiavell« nur theoretisch beschrieben hatte. Die Situation kann hier nur sehr verkürzt dargestellt werden: Friedrich hatte bei seinem Vorstoß gegen Österreich nach dem Tode Karls VI., des letzten männlichen Habsburgers, zwei Dinge einkalkuliert: einmal, daß die weibliche Erbfolge unter Maria Theresia in der habsburgischen Monarchie trotz aller rechtlichen Garantien auf Widerstand stoßen und andere Staaten wie Bayern und Sachsen zum Eingreifen veranlassen würde, und zum anderen, daß der die internationale Politik bestimmende, schon global zu nennende englisch-französische Gegensatz eine dieser beiden Mächte auf seine Seite ziehen werde. Darin täuschte er sich nicht: im Juni 1741 schloß Frankreich mit ihm ein Bündnis, Bayern trat dazu und im weiteren Zusammenhang auch Spanien. Aus dem schlesischen wurde ein europäischer Krieg, der um den Fortbestand Österreichs geführt wurde. Aber der erwartete Zusam-

menbruch der Monarchie blieb aus. Sehr bald stellte sich die Divergenz der Ziele zwischen Preußen, Frankreich und Bayern auf der anderen Seite heraus. Der Zweck des von ihm unternommenen Krieges sei die Eroberung Schlesiens gewesen, schrieb Friedrich in seiner »Histoire de mon temps«, während die Verbündeten ganz andere, viel weiterreichende Absichten verfolgt hätten. Der König begann zu taktieren: ein bedenklicher Schritt war bereits ein geheimer Waffenstillstandsvertrag mit Österreich und schließlich im Juli 1742 die Auflösung des Bündnisses mit Frankreich durch den Frieden von Breslau, der ihm Schlesien einbrachte.

Es handelte sich um einen eklatanten Vertragsbruch, der den König auf den Wegen Machiavellis sah. Daran trug er offensichtlich schwer. In seinen Briefen an Voltaire vor allem hat er den Sturm zu dämpfen versucht, der sich in Paris gegen den vertragsbrüchigen König von Preußen erhob. Nicht er erscheint als derjenige, der im Geiste Machiavellis gehandelt hat, sondern der Leiter der französischen Politik, der fast 90jährige Kardinal Fleury, über den er schon als Kronprinz als den »Machiavell in der Kutte«, in der Mitra, seinen Abscheu geäußert hatte. Er sei der Hauptschuldige, der jederzeit bereit sei, seine Bundesgenossen preiszugeben; ihm gegenüber gilt nur die Parole »trompez les trompeurs!« – betrügt die Betrüger. Aber der König rechtfertigte sich nicht nur mit den konkreten Umständen, er rang um eine systematische Lösung des Problems: wann und unter welchen Bedingungen ist ein Vertragsbruch gerechtfertigt? Nicht weniger als dreimal setzte er zu einer Antwort auf diese Frage an: 1742 bei der ersten Niederschrift seiner zeitgeschichtlichen Memoiren, zwei Jahre nach dem Erscheinen des »Antimachiavell«, 1746 bei ihrer ersten Überarbeitung und 1775 bei der letzten Fassung. Mit jedem seiner *Avant-Propos* wird ein gedanklicher Schritt vollzogen, der Abstand von Machiavelli wird immer geringer.

Die zweite Fassung des Vorworts von 1746 geht am weitesten in der Verteidigung von Vertragsbruch und Bündnisbruch. Der König war nach den zwei gewonnenen Schlesischen Kriegen, in der vermeintlichen Sicherheit, die ihm seine neutrale Stellung außerhalb des fortwährenden Krieges um die österreichische Erbfolge zu geben schien,

auf dem Höhepunkt seines Machtbewußtseins. Er konnte jetzt ganz allgemein sagen, es sei besser, daß ein Herrscher seinen Vertrag breche, als daß das Volk zugrunde gehe. Für Vertragsbruch wird damit eine uneingeschränkte Lizenz in Anspruch genommen. In diesen Jahren der Euphorie des Machtdenkens schrieb Friedrich in seinem Politischen Testament von 1752: »Machiavelli sagt, eine selbstlose Macht, die zwischen ehrgeizigen Mächten steht, müßte schließlich zugrunde gehen. Ich muß leider zugeben, daß Machiavelli recht hat.« Dies war in diesem einen, entscheidenden Punkte die Rehabilitierung des Mannes, der dem Verfasser des »Antimachiavell« wenige Jahre zuvor als ein *monstre*, als der ruchloseste und niederträchtigste Mensch – *le plus méchant, le plus scélérat des hommes* – erschienen war.

Aber auch dies bleibt nicht die letzte Antwort auf die bohrenden Fragen, die der König an das nie ganz von ihm bewältigte Phänomen Machiavelli stellt. In seinen späteren Jahren nach den Lebenskrisen des Siebenjährigen Krieges unternimmt er es erneut, seine Erfahrungen im Umgang mit den politischen Mächten und den Unberechenbarkeiten ihres Verhaltens zu ordnen und zu systematisieren. Er korrigierte noch einmal die Niederschrift seiner eigenen Zeitgeschichte im Zusammenhang mit ihrer Fortsetzung in die Jahre des großen Krieges und gab der Einleitung zur »Histoire de mon temps« wiederum eine neue Fassung mit neuen Akzenten. Wenn Friedrich Meinecke davon gesprochen hat, es habe sich bei Friedrich dem Großen mehr um eine Rationalisierung als um eine Ethisierung der Machtpolitik gehandelt, so gilt dies in erster Linie für diese letzte Phase seiner Entwicklung. Jetzt bleibt nichts mehr verschwommen, die Verstöße gegen Moral und Ethik werden nicht mehr mit einem allgemeinen Recht auf Notwehr erklärt, sondern es wird genau festgelegt, unter welchen Bedingungen und in welchen Fällen solche Verstöße gerechtfertigt werden können. Unverletzliches Gesetz allen Staatshandelns ist immer das Staatsinteresse, und es heißt sogar, der Fürst habe sich dem Wohl seiner Untertanen zu opfern, was in diesem Zusammenhang nur bedeuten kann: er habe seinen guten Namen zu opfern.

Es liegt auf der Hand, einzuwenden, daß mit dieser Argumentation jede Art von Verrat gerechtfertigt werden könnte – und wie man hinzufügen muß: gerechtfertigt worden ist. Entscheidend bleibt stets, was jeweils unter Staatsinteresse, Gemeinwohl, Wohl des Volks verstanden wird. Freilich war Friedrich nach den Erlebnissen des Siebenjährigen Krieges, in dem ihm Vertragsbruch nun von der anderen Seite begegnete, als England das Bündnis mit Preußen nach dem Sturz William Pitts verließ, vorsichtiger geworden. Er zieht weniger normative als rein pragmatische Lehren aus dem Gang der Geschichte, man kann auch sagen, er ist zynischer geworden in dem Urteil über die Welt, über seine Gegner und seine Freunde. In seinem zweiten Politischen Testament von 1768, das bis zum Ende der preußischen Monarchie nicht bekannt werden durfte, erscheint dieser Zynismus an manchen Stellen in dem unverkennbaren Denk- und Sprachstil Machiavellis: »Das beste Mittel, seinen geheimen Ehrgeiz zu verbergen, ist«, liest man hier, »daß man friedliche Gesinnungen zur Schau trägt, bis der günstige Augenblick kommt, wo man seine Karten aufdecken kann. So haben alle großen Staatsmänner gehandelt.« Dieser Hinweis auf den Schein einer Tugend könnte wörtlich aus dem »Principe« stammen. Die Lehren, die der König zieht, lauten aber auch: äußerste Vorsicht und Interessenabwägung beim Abschluß von Bündnissen. »Man muß blind dem Staatsinteresse folgen und sich mit *der* Macht verbünden, deren augenblickliche Interessen mit den unseren am besten zusammenstimmen.« Diese Macht schien Friedrich nach dem Siebenjährigen Krieg Rußland zu sein, mit dem er sich 1764 verbündete, sooft es ihn auch enttäuschte. Immerhin brachte ihm das Bündnis dann auch in der I. polnischen Teilung Westpreußen ein, aber die Abhängigkeit von der früher so unterschätzten Macht wurde zur bedrückenden Last. Auf einen Vertragsbruch mit Rußland konnte es Preußen indessen nicht ankommen lassen, so nahe er auch oft lag; nicht weil er gegen die Moral verstieß, sondern gegen das Interesse. Es entspricht »weit mehr unserem Interesse, Rußland zum Bundesgenossen als zum Feinde zu haben«, lesen wir im Testament von 1768, »denn es kann uns viel schaden, und wir können es ihm nicht vergelten«. Ja, in

einer Abhandlung von 1776 wurde die Allianz in der umgekehrten Motivation einer Bündnisfunktion geradezu als Schutzmaßnahme gegen einen Angriff des Partners definiert: »Es gehört zu den Grundregeln der Staatskunst«, ließ er sich hierin vernehmen, »ein Bündnis mit *dem* unter seinen Nachbarn zu suchen, der dem Staate die gefährlichsten Schläge versetzen kann. Deshalb hat Preußen mit Rußland eine Allianz geschlossen...« Das ist nun ganz konträr der nachdrücklichen Empfehlung Machiavellis entgegengesetzt, daß ein Fürst darauf achten müsse, sich nie mit einem Mächtigeren zu verbünden, um andere anzugreifen, außer wenn die Not ihn zwingt, da er im Falle des Sieges ihm ausgeliefert sei. Jedoch ist inzwischen die Ebene, auf der beide argumentieren, die gleiche geworden. Es steht nicht mehr Moral gegen Kalkül, sondern Kalkül gegen Kalkül, lediglich die Interessenabwägung führt zu verschiedenen Ergebnissen. Der Verfasser des »Antimachiavell« hielt sich in seiner Widerlegungsschrift zwar nicht inhaltlich korrekt, aber in der äußeren Einteilung an die Reihenfolge der Kapitel von Machiavellis »Principe«. Das gilt nur nicht für das letzte, das 26. Kapitel. Es fällt bei Machiavelli aus dem Rahmen, und seine Deutung ist umstritten. Mit dem »Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien«, konnte Friedrich nichts anfangen, er setzte dafür ein Thema, dem Machiavelli nirgends einen eigenen Abschnitt widmete, das aber als ein Extrakt aus seinem Denken aufgefaßt werden kann: die verschiedenen Arten diplomatischer Geschäfte und die gerechten Ursachen, um zu einem Krieg zu schreiten (des *raisons justes de faire la guerre*). Es ist die alte, bis auf Augustin, Thomas von Aquin zurückgehende Frage des *bellum justum*, über die der Kronprinz von Preußen meditierte. Daß es die zentrale Frage seines Lebens und seiner politischen Laufbahn werden sollte, konnte ihm in diesem Augenblick noch nicht bewußt sein, aber daß es sich für ihn schon jetzt um mehr handelte als um rein theoretische Spekulationen, läßt sich aus der Intensität seines Nachdenkens erkennen. Dieses Kapitel enthält eine Reihe von Fundamentalsätzen, in denen die Spannung sichtbar wird zwischen dem humanitären Zweck des Staats, wie ihn die Aufklärung vertrat, und den machtpolitischen Instrumenten, mit denen dieser Zweck er-

reicht werden sollte. Der Friede und das Glück des Landes sind das natürliche Ziel aller Verhandlungen, heißt es. In diesem Ziel müssen die verschiedenen Wege, die die Politik gehen kann, alle wieder zusammenlaufen. Aber der Friede, und das bedeutet für ihn die Ruhe Europas, beruht in erster Linie auf der Aufrechterhaltung des weisen Gleichgewichts, das die Übermacht einzelner Herrscher durch die vereinten Kräfte der anderen Mächte ausgleicht. Würde das Gleichgewicht gestört, wäre eine allgemeine Umwälzung – une révolution générale – zu befürchten und das Aufsteigen einer neuen Monarchie auf den Trümmern der Fürstenstaaten, die durch ihre Uneinigkeit schwach und machtlos gemacht würden. Dies ist ein Bekenntnis zum Frieden durch Gleichgewicht, wie man mit einem modernen Terminus sagen muß, und eine Formel, über die wohl das Völkerrecht, nicht aber die Staatenpraxis bis zum heutigen Tag hinausgekommen ist. In ein derartiges Konzept war der Krieg als durchaus zulässiges Mittel eingebaut, ja Friedrich kann sogar sagen, »erst ein guter Krieg schafft und sichert einen guten Frieden«. Menschlichkeit, Glück und Gerechtigkeit erscheinen im »Antimachiavell« unter den höchsten Gütern, nicht ausdrücklich Friedensliebe. Friedrich versuchte auch für den Krieg, wie er es für den Vertragsbruch getan hatte, ein System der Möglichkeiten und Erlaubtheiten zu entwickeln. Es sind nicht etwa aus moralischen Prinzipien abgeleitete Fälle, sondern Beschreibungen von realen Situationen; daß darunter solche sind, in denen er sich nicht viel später selbst befinden sollte, verleiht diesen Beschreibungen aus späterer Sicht eine eigentümliche Spannung. Man kann sie nur im Blick auf die politische Zukunft des Königs lesen.

Daß der Verteidigungskrieg als die gerechteste und am wenigsten zu vermeidende Form des Krieges an der Spitze steht, entspricht der traditionellen Lehre vom *bellum justum*. Es geht schon einen Schritt über diese hinaus, wenn Kriege gerechtfertigt werden, mit denen ein Herrscher an bestimmten Rechten oder Ansprüchen (*certaines droits et certaines prétentions*), die man ihm bestreitet, festhält. Friedrich verwendet zur näheren Begründung ein für das Aufklärungsdenken eingängiges, aber doch etwas künstliches Argument: solche Kriege

dienten dem Zweck, die Billigkeit in der Welt aufrechtzuerhalten, ja um die Versklavung der Völker zu verhüten. Noch einen Schritt weitergehend, verteidigt der Kronprinz auch Angriffskriege, wenn es sich um Kriege der Vorbeugung (*précaution*) handelt. Sie werden von Fürsten unternommen, wenn die größten Mächte Europas ihre Schranken durchbrechen und die ganze Welt zu verschlingen drohen. Sicher eine sehr verschwommene Definition, um die Berechtigung eines Präventivkriegs nachzuweisen, für den der Autor des »Antimachiavell« anderthalb Jahrzehnte später weit konkretere Begründungen vorbrachte. Als letzte Form eines erlaubten Krieges nannte Friedrich schließlich die Verpflichtungen, die in einem Bündniskrieg gegenüber Alliierten erwachsen, wobei er ein entschiedenes Bekenntnis zur Erfüllung von Vertragspflichten ablegte – weder aus Moralität noch aus Legalität, sondern aus reiner Opportunität: eine solche Haltung diene am ehesten der Erhaltung der eigenen Stellung und Sicherheit.

Unter den im »Antimachiavell« angegebenen Möglichkeiten eines erlaubten Krieges steht die der Aufrechterhaltung von Rechten und Ansprüchen an zweiter Stelle. Man könnte denken, daß dies genau auf den Kriegsendeschluß von 1740 nach dem Tode Kaiser Karls VI. zutrifft. Es gab seit alters preußische erbrechtliche Ansprüche auf wesentliche Teile Schlesiens, und trotz einigen unerfreulichen Händeln wurde das Thema in Berlin nie vergessen, obwohl es unter Friedrich Wilhelm I. von dem politischen Streit über die Forderungen auf die niederrheinischen Herzogtümer Jülich und Berg zurückgedrängt worden war. Unter dem jungen König Friedrich tauchte es plötzlich ohne jede Vorankündigung wieder auf, und zwar nicht als zukünftiges Projekt, sondern als konkreter, sofort zu verwirklichender Plan. Das Merkwürdige ist nur, daß der König in keiner Weise von den Rechtsansprüchen kraft Erbverbrüderungen und dynastischer Verbindungen ausgeht, sondern allein von Gesichtspunkten der Opportunität: Schlesien ist, wie er im ersten Gespräch mit seinen Beratern nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode des Kaisers sagte, das geeignetste Objekt »für die zuverlässigste Vergrößerung«. Er stützte seine Forderungen auf das Recht der *bienséance*, der gün-

stigen Lage, wobei strategische, nicht wirtschaftliche Überlegungen den Ausschlag gaben. Über die Anrechte des Hauses Hohenzollern auf schlesische Gebiete ist er ganz offenbar nur schlecht informiert, sie interessieren ihn nicht einmal: seinem Minister Podewils, der ihm die schwierige Rechtslage erklären wollte, antwortete er gereizt: »Die Rechtsfrage ist eine Angelegenheit der Minister, das heißt für Sie; jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, um im Geheimen zu arbeiten; denn die Befehle an die Truppen sind schon gegeben.« Das bedeutete Zurückstellung, ja Unterbindung jeder Diskussion über die juristischen Probleme in der Öffentlichkeit und Vorrang des militärischen Handelns. Auch den in besonderer Mission nach Wien entsandten Unterhändlern, die nach dem Beginn der militärischen Aktion verhandeln sollten, wurden keinerlei Instruktionen mitgegeben, die rechtliche und vertragliche Argumente enthielten. Bei seinen Überlegungen, zu denen er den Feldmarschall Graf Schwerin und den Minister Podewils heranzog, stellte er diesen die merkwürdige, geradezu an die sophistische Machtlehre erinnernde Frage: »Ich lege Ihnen ein Problem zur Lösung vor. Wenn man im Vorteil ist, muß man es sich zu Nutzen machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und allem anderen; mache ich mir dies nicht zunutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Verwendung ich verkenne; wenn ich es nutze, dann wird man sagen, daß ich die Fähigkeit besitze, mich der Überlegenheit zu bedienen, die ich über meine Nachbarn habe.« Hiernach ist allein die Kalkulierung der Macht für das politische Vorgehen bestimmend, vor allem dafür, ob der Besitzergreifung Verhandlungen vorausgehen sollten oder umgekehrt erst nach einer Aktion verhandelt werden sollte. Der König hat die militärische Aktion an den Anfang gesetzt, etwas, was selbst Ludwig XIV. in dieser Radikalität nie gewagt hat, und verletzte damit offensichtlich auch den Kodex der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten seiner Zeit. Das Ultimatum, das er in Wien überreichen ließ, verband nach einem bis in die neueste Zeit befolgten Muster ein Garantieangebot für die ganze sich in einer äußersten Notlage befindende habsburgische Monarchie mit der Forderung, einen vorweggenommenen Raub zu sanktionieren. Es war für die junge Königin Maria

Theresia trotz ihrer gefährvollen Lage unannehmbar. Aber man darf nicht übersehen, daß hinter der äußersten Schärfe sich eine überlegte Rationalität des Handelns verbarg: den Gedanken, die habsburgische Monarchie zu zerschlagen, der nach dem Tode Karls VI. allenthalben in der Luft lag und der die Krise sofort zu einer internationalen machte, verfolgte Friedrich nicht.

Erst die Internationalität des Konflikts war es, die ihn sehr spät veranlaßte, Rechtsgründe und Motive der schlesischen Aktion zusammenzufassen und auf diplomatischem Wege den europäischen Höfen bekanntzugeben. Ein auf seinen eigenhändigen Entwurf zurückgehendes *mémoire* wurde am 31. Dezember 1740 den Gesandtschaften übergeben und damit zum erstenmal der Versuch unternommen, die preußische Besitzergreifung von Schlesien vor der internationalen Öffentlichkeit zu rechtfertigen.

Das Bild des um Recht und Rechte unbekümmerten Königs von Preußen bei dieser ersten entscheidenden Tat seiner Regierung täuscht über die inneren Spannungen hinweg, unter denen sein Handeln stand, und mehr noch über die Spannungen, die in ihm selbst nach den Erfolgen von 1740/41 zeitlebens zurückblieben. Dies läßt sich an der Akribie nachweisen, die er bei seinem zweiten Kriegsende im Jahre 1756 auf die rechtliche Begründung verwandte. Nach seinem Katalog der zulässigen, der gerechten Kriege ist der Beginn des Siebenjährigen Krieges ein Präventivkrieg. Es sei besser, sagte er selbst, *praevenire quam praeveniri*: zuvorzukommen statt überrumpelt zu werden.

Die Lage Preußens um die Mitte der 50er Jahre hatte sich gegenüber der Konstellation von 1740 grundlegend gewandelt: unverändert war allerdings der englisch-französische Spannungszustand geblieben. Er ging im März 1756 sogar in einen offenen Krieg über, der über die Herrschaft in Nordamerika und Indien entscheiden sollte, ein weltpolitisch weit bedeutsamerer Vorgang als die Zukunft der Machtverhältnisse in Mitteleuropa. Im Zusammenhang mit diesem globalen Konflikt hatte Großbritannien Sicherheit für das Stammland seiner Dynastie, Hannover, durch ein Abkommen mit Preußen gesucht. Dieses Abkommen von Westminster führte das für

damals Undenkbare, die Verbindung der Häuser Habsburg und Bourbon herbei, bei der Wien das Ziel nicht nur der Rückgewinnung Schlesiens, sondern der Niederwerfung Preußens, seiner Herabdrückung zu einer zweitrangigen Macht verfolgte. Preußens Lage verschlechterte sich noch mehr, als sich Rußland, längst irritiert durch die fortschreitende preußische Machtbildung an seinen westlichen Grenzen und in der unmittelbaren Nachbarschaft des zum russischen Satelliten herabgekommenen Polen, den neuen europäischen Koalitionspartnern näherte. Rußland wurde sogar die zum Kriege treibende Kraft auf der Seite der Gegner des preußischen Königs, die mit Mühe den Kriegswillen der Zarin Elisabeth bremsten und die militärischen Vorbereitungen auf das nächste Jahr verschoben.

In der Tat mußte Friedrich diesen Aufmarsch dreier kontinentaler Großmächte als beängstigend empfinden, um so beängstigender, je mehr er seiner alten Leidenschaft nachgab, bei allen Nachrichten, die ihm zugingen, die schlimmsten sofort für bare Münze zu nehmen. So setzte er ohne weiteres Verhandlungen zwischen Österreich und Rußland einem bereits perfekten Vertrag gleich. Man hat daraus geschlossen, daß er nur einen Vorwand gesucht habe, um einen längst gefaßten Entschluß zum Kriege auszuführen, und daß dieser Krieg auf ein bestimmtes Eroberungsziel, nämlich Sachsen, gerichtet gewesen sei. Doch trifft das sicher nicht zu: in der fast verzweifelt erscheinenden Lage von 1756 hätte Friedrich zweifellos einen Krieg vermieden, wenn er ihn nicht als unvermeidlich angesehen hätte, was er in der Tat auch war. Aber sich den König als unschuldiges Lamm unter lauter Wölfen vorzustellen, wäre sicher ebenso falsch: er war nicht gewillt, einen Krieg in der Defensive zu führen und ebenso nicht, sich mit dem Ziel der Erhaltung des *status quo* zu begnügen. Es galt für ihn auch jetzt der immer wieder von ihm verkündete Grundsatz, niemals zu Feindseligkeiten überzugehen, wenn man nicht begründete Aussichten hatte, Eroberungen zu machen. Das entsprach seinem immer auf Aktion gerichteten, die Wirklichkeit seinem Willen unterwerfenden Charakter, seiner hochmütigen Leugnung, jemals der Unterlegene zu sein und nicht zuletzt

seiner unerschütterlichen Entschlossenheit, Preußen auf dem Wege zur Großmacht weiterzuführen. Die Bedrohung durch eine übermächtige Koalition wurde höchstens der Anlaß, kein Vorwand, um die Eroberung des strategisch und wirtschaftlich wichtigen Sachsens herbeizuführen, mit der er den Krieg begann. Friedrich lief damit aber seinen Gegnern gleichsam ins offene Messer, da er ihre Bündnisfront jetzt erst zusammenschweißte: die Umwandlung des Bündnisses zwischen Österreich und Frankreich in eine Offensivallianz im Mai 1757, der Anschluß Rußlands folgten daraus.

Aber sosehr der Aktionswille des Königs durch diese Entwicklungen nur gestärkt wurde und er alle Bedenken beiseite schob, unterschied sich sein Verhalten in bemerkenswerter Weise von seinem Vorgehen im Jahre 1740. Damals hatte er jede Rücksicht auf Recht oder Unrecht zurückgewiesen, seine Angriffsbereitschaft übertraf sogar Machiavellis Ratschläge, jetzt, im Jahre 1756, als er zum zweitenmal als Friedensbrecher dastand, legte er den größten Wert darauf, vor der Mitwelt und Nachwelt als der Mann zu erscheinen, der im Recht ist. Um das Odium des Aggressors von sich zu weisen, legte er in einer eigenhändig entworfenen Denkschrift an die auswärtigen Mächte seine Rechtsposition dar. Er gab hierin eine Definition des Angreifers mit Argumenten, die noch in den internationalen Diskussionen der Zwischenweltkriegszeit bis zu den Nürnberger Prozessen nach dem II. Weltkrieg diskutiert wurden: Die Begriffe Angriff (*aggression*) und Eröffnung der Feindseligkeiten (*hostilités*) seien zu unterscheiden. Unter Angriff verstehe man jeden Akt, der dem Sinne eines Friedensvertrags strikt zuwiderlaufe: z.B. Offensivbündnisse, Pläne zum Einmarsch in die Staaten eines anderen Fürsten: »Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann Feindseligkeiten begehen, ist aber nicht der Angreifer.« Wir befinden uns mitten in den Auseinandersetzungen des Völkerrechts, das sich als *jus inter nationes* im europäischen Staatensystem entwickelt hat und das bis heute, bis zur Satzung der Vereinten Nationen noch keine befriedigende Lösung gefunden hat. Aus solchen Zusammenhängen kann Friedrich der Große nicht herausgenommen und nicht isoliert beurteilt werden. Entsprang aber tatsächlich seine gesteigerte Sensibilität für die

Rechtsproblematik bei der Entscheidung über Krieg und Frieden einem seit dem Beginn seiner Regierung vertieften Rechtsbewußtsein, oder war sie nur eine andere Form seines Machiavellismus? Bei einem Urteil darüber muß auf jeden Fall ein ungewöhnliches Agieren des Königs berücksichtigt werden, das sein außerordentliches Interesse an der Klärung der Rechtspositionen anzeigt. Friedrich ließ vor Beginn der Feindseligkeiten drei Anfragen an die Kaiserin-Königin Maria Theresia durch seinen Gesandten in Wien in persönlichen Audienzen vorbringen. In der ersten vom 18. Juli stellte er die Frage, ob die Rüstungen und die Bewegungen der österreichischen Truppen in Böhmen und Mähren den Zweck hätten, einen Angriff gegen ihn vorzubereiten, worauf Maria Theresia in würdiger Form eine diplomatisch ausweichende Antwort erteilte. In einer zweiten, bereits weit dringlicheren Anfrage vom 2. August verlangte der König die Zusicherung, daß die Kaiserin-Königin ihn weder in diesem noch im folgenden Jahre anzugreifen gedenke. Maria Theresia erwiderte diesmal gereizt, indem sie – formell durchaus zutreffend – die Existenz eines russisch-österreichischen Angriffsbündnisses bestritt, das in Friedrichs Vorbringen als entscheidendes Argument verwendet worden war. Die dritte Anfrage vom 26. August fiel bereits mit dem Beginn der Feindseligkeiten in Sachsen zusammen und hatte den Charakter eines Ultimatums.

Über diese Vorgänge ist viel gerätselt worden. Historiker haben ihre Verwunderung und scharfe Kritik geäußert. Man hat sie »vom militärischen Standpunkt aus schlechthin unentschuldigbar« genannt. Wollte er wirklich das *praevenire* spielen, mußte ihm alles darauf ankommen, jeden Tag zu nutzen. Man stößt hier auf ein durch harte Lebenserfahrungen geprägtes, in psychologische Tiefenschichten jenseits aller nur rationalen Berechnungen verwurzeltes Rechtfertigungsbedürfnis: er war sich des Dilemmas durchaus bewußt, in dem er handelte, und mußte alles daran setzen, dem Ruf als Friedensbrecher, der an ihm haftete, nicht neue Nahrung zu geben. Und er wollte auch, was nicht weniger ins Gewicht fiel, vor sich selbst nicht als Friedensbrecher dastehen. Der Propagandist des Friedens, als der er auftrat, mußte der Welt und sich selbst beweisen, daß er nur

unter äußerstem Zwang zu den Waffen griff. Er wollte für dieses Mal sich dessen sicher sein, daß es ein *bellum justum* war, den er zu führen gezwungen wurde. Zu keiner Stunde sind die gegensätzlichen Positionen der höchsten Repräsentanten der beiden vor dem Kriege stehenden Mächte so unmittelbar aufeinandergestoßen: Maria Theresia, in dem unerschütterlichen Bewußtsein, das besser begründete moralische Recht gegen den »bösen Mann« in Berlin auf ihrer Seite zu haben, Friedrich von dem Willen erfüllt, anders als 1740 innerhalb der Spielregeln des internationalen Rechts zu handeln.

Im Siebenjährigen Krieg stand Friedrich der Große auf dem Höhepunkt seiner geschichtlichen Laufbahn. Dies ist durch viele Generationen so verstanden worden, als ob er entgegen den Hoffnungen der französischen Aufklärer bei seinem Regierungsantritt, in ihm den Friedensfürsten, den Stifter einer humanitären Staatsordnung erwarten zu dürfen, als Kriegsheld in die Geschichte eingegangen sei. Dazu hatte er selbst manches beigetragen; denn wie oft sah er sich selbst als Feldherr neben Caesar, ja Alexander, neben Prinz Eugen von Savoyen oder Turenne auf den Bahnen des Ruhms als des höchsten der irdischen Güter, als der einzigen Gewähr für ein Fortleben nach dem Tode! Und geniales Feldherrentum kann ihm niemand absprechen. Die grausamen Prüfungen, die das Schicksal über ihn und seinen Staat verhängte, führten dann einen Wandel herbei: an die Stelle des Ruhms traten Begriffe wie Pflicht, Ehre und Wohl des Staates. Ehre verstand er wohl in erster Linie als Standesethos des Fürsten, er verschmolz sie aber mit dem Staatswohl und tat damit einen für die Geschichte des politischen Denkens wichtigen Schritt. Ehre konnte daher auch Zurückstellung der Person des Fürsten hinter das Gebot der Rettung des Landes bedeuten; erst wenn diese gelungen war, durfte der König, der des öfteren nach den Schlägen des Kriegsschicksals mit dem Gedanken des Selbstmordes spielte, über seine Person frei verfügen. Das Ich des Königs wurde also nicht einfach mit dem Staat identifiziert, wie es dem Absolutismus Ludwigs XIV. und seiner Zeit entsprach, sondern es wurde herausgefordert, im Falle äußerster Not alle Entbehrungen auf sich zu nehmen,

um den Staat aus seiner Existenzbedrohung zu retten. Aufgeklärt war der Absolutismus bei Friedrich nicht in erster Linie deshalb, weil er humanitäre oder Vernunftziele verfolgte und sie auch in seinem inneren Staatshandeln, wenn auch unvollkommen, verwirklichte, sondern weil er den Staat nicht seinen persönlichen Zwecken dienstbar machte, sondern umgekehrt der Staat ihn in seinen Dienst nahm. So entsprach es wenigstens dem eigenen Selbstverständnis seines Herrscherberufs. Dem hat auch das Allgemeine Landrecht, diese nach-friderizianische Schöpfung, die aber das Recht des friderizianischen Staates mit allen seinen Widersprüchen kodifizierte, Ausdruck gegeben, indem es »die Umwandlung der monarchischen in die staatliche Souveränität« besiegelte.

Friedrich verlor – dies ist das zweite Element seiner Wandlung – im Siebenjährigen Krieg die naive Fähigkeit, die den großen Täter in der Geschichte charakterisiert. Kaiser Marc Aurel, der Schlachten schlug und über die Nichtigkeit des Lebens meditierte, wurde ihm Vorbild, aber es ist doch eher der stoische Denker, von dem er sich angezogen fühlte, und immer dann, wenn ihn das Glück verlassen hatte und sein Spiel verloren schien. Dann lernte er vom Stoiker nicht nur die Kunst des Erduldens, sondern die Kraft des Sichbehauptens. So stand es für Leopold von Ranke, der am tiefsten in dieses Problem eingedrungen ist, fest, daß die Hauptsache für das Überleben des Königs im Siebenjährigen Krieg gewesen sei, »daß er sich moralisch aufrechterhielt«. Ranke meinte damit, nicht allein der militärische Widerstand gehörte dazu, »es war zugleich ein innerer, moralischer, geistiger«, der »fortwährend in Überlegungen der letzten Dinge, in großartiger Andeutung der Vergänglichkeit allen irdischen Wesens« geleistet worden sei. Dies war eine Deutung, die nicht frei von Widersprüchen ist. Denn eben diese Überlegungen der Vergänglichkeit, ja der Nichtigkeit waren es ja auch, die zu einer Lähmung des Widerstands führen konnten. »Wie kann ein Mann«, fragte Eduard Spranger während des II. Weltkriegs, »der seine eigenen Aktionen metaphysisch für so unwichtig hält, überhaupt noch die Kraft zum Weiterwirken aufbringen?« Spranger suchte hinter dem Rationalisten und Agnostiker Friedrich, dem es nicht gelungen

sei, die Philosophie zu finden, die sein Wesen im letzten ausdrückte, einen dunklen religiös begründeten Drang, den er »Dienst am unbekanntem Gott« nannte. Es war ein Versuch, dem Mißbrauch zu begegnen, der mit Friedrich in trivialen Durchhalteparolen von Dilettanten und Ideologen getrieben wurde, aber es war zugleich ein Ansatz dazu, die fast rätselhafte Natur dieses Königs zu deuten.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß diese inneren Wandlungen für Friedrich auch einen unermesslichen Verlust bedeuteten. Der Enthusiasmus der Kronprinzenzeit, mit dem der »Antimachiavelli« niedergeschrieben wurde, war verblaßt. Wenn auch der Name Machiavelli kaum noch genannt wurde, so ist doch die Voraussetzung seines politischen Weltbildes, nämlich die Vorstellung von einer vollendeten Schlechtigkeit der Welt, mehr denn je ein integraler Bestandteil auch von Friedrichs politischem Weltbild geworden, das sowohl stoische wie zynische Züge hatte. Aus dem Jahre 1761, mitten in den Hoffnungslosigkeiten eines sich bis zur Erschöpfung hinziehenden Krieges, ist eine »Epistel über die Bosheit der Menschen« bekannt, die zwar den Namen Machiavelli nicht enthält, aber mit ihrer Analyse des Menschen und seines politischen Verhaltens in hohem Maße mit ihm übereinstimmt. Diese Epistel ist datiert aus der schlesischen Stadt Strehlen am 11. November 1761, als eben die preußische Armee einen schweren Rückschlag durch den Verlust der Festung Schweidnitz erlitten hatte und die Eroberung des pommerschen Kolberg durch die Russen bevorstand. Auf einem Tiefpunkt seiner Lage meditierte der König über die Verderbtheit der Fürsten und Staatsmänner, und er begann damit, sich seiner Anfänge zu erinnern, als er als junger Mensch und Neuling, in völliger Unkenntnis der Welt und ihrer Bösartigkeit daran geglaubt habe, daß der Mensch das beste aller Lebewesen sei. Damals sei er überzeugt gewesen, überall nur Ehre und Tugend zu begegnen, während er jetzt gestehen müsse, daß der Mensch das grausamste und blutgierigste aller Geschöpfe sei.

Das Gedicht ist eine einzige Klage über die Feindschaft und den Haß seiner Gegner, die seinen Sturz herbeiführen wollten, aber auch über die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen. Die Welt

und die Menschen erscheinen hier, wie sie Machiavelli gesehen hat, und der Mann, der einst Machiavellis Widerlegung geschrieben hatte, erkannte jetzt, daß er Illusionen nachgejagt war. Den Schluß, daß nur der Staatsmann, der vom Pfade der Tugend des Privatmanns abweicht, sich selbst erhalten kann, zieht er nicht ausdrücklich, aber dies war längst zu seiner selbstverständlichen Verhaltensnorm, wenigstens gegenüber anderen Staaten und Souveränen, geworden, während er in seiner inneren Politik bis zuletzt das System der unbeschränkten Monarchie mit den Vernunftzwecken der Aufklärung in Einklang stehend ansah. Schuld daran gibt er den Staatsmännern und Mächten, die ihm keinen anderen Weg ließen. In einem ähnlichen Zusammenhang ist schon einige Jahre vorher, ebenfalls in einer gefährlichen Lage, im Jahre des Unglückstags von Hochkirch 1758, noch einmal der Name Machiavelli aufgetaucht, der sonst in Briefen und Schriften kaum mehr erscheint: in einem fingierten Brief legt er einem Schweizer Worte in den Mund, die seinen ganzen Ekel über die Verdorbenheit der Menschheit zum Ausdruck bringen sollten. Der Schweizer kann in der Rolle eines die Weltläufe aus seinem stillen Winkel beobachtenden Betrachters sagen: »Alle diese tragischen, blutigen Ereignisse sind für mich nur ein Schauspiel. Europa ist in meinen Augen nur ein Zauberspiegel (une lanterne magique); ich habe kein anderes Interesse als das der Menschlichkeit.« Friedrich wird hier von Stimmungen überwältigt, in denen die Ideale seiner Frühzeit wieder auftauchten, ohne daß sie eigentlich noch eine Antriebskraft für sein Handeln waren. Sie lebten höchstens in einer zweiten inneren Welt fort, die in der gespaltenen Natur Friedrichs unberührt von allen Ereignissen der äußeren Welt existierte. Für diese äußere Welt blieb die Maxime staatlicher Selbsterhaltung in einer von Selbstsucht und Niedertracht beherrschten Umgebung oberstes Gebot, wie es Machiavelli gelehrt hatte. Die Vorstellungen, daß die Weltbeherrscher vernünftig würden und die Menschen glücklich seien, schrieb er, nichts anderes als Visionen, wie der Idealstaat Platons eine gewesen war. Hier wird offenbar unter »vernünftig« etwas anderes verstanden als Staatsraison, Staatsvernunft. Denn »Staatsvernunft« – ein Wort, das auch in den Sprach-

schatz der Aufklärung eingegangen ist – bedeutet doch in der Regel nichts anderes als überlegtes, kalkuliertes Staatsinteresse und nicht Humanität.

Dies war das letzte Wort Friedrichs über das Verhältnis von politischem Ideal und politischer Wirklichkeit in den Beziehungen der Staaten zueinander. In seiner Spätzeit sah er durch die Erfahrung der Welt und des Menschen Machiavellis Menschenbild und seine Unvereinbarkeit mit den Idealen der Aufklärung bestätigt. Diese Unvereinbarkeit wurde dem König um so mehr bewußt, je mehr die Spätaufklärung an den Grundlagen des absoluten Herrschertums und der feudalen Gesellschaftsordnung rührte. Daraus ergab sich sowohl seine Skepsis, sein Zynismus und seine Verachtung der Menschen wie auf der anderen Seite das, was er Pflicht und Ehre nannte, bei ihm nicht mehr nur Wertbegriffe einer aristokratischen Elite, sondern Ausdruck einer imponierenden Selbstzucht und Selbstüberwindung, die ausschließlich dem Ziel galt, seine eigenste Schöpfung, den preußischen Staat, zu erhalten. Die Doppelgesichtigkeit seiner Erscheinung, die er im Grunde mit dem ganzen aufgeklärten Absolutismus teilte, ging in das Staatswesen ein, das von ihm seine gewaltigsten Antriebe erhielt. Nicht nur Friedrich als Persönlichkeit fand nicht aus dem Dilemma zwischen Machtpolitik und Aufklärung heraus, auch Preußen, der Machtstaat und zugleich der Staat der Philosophie und Wissenschaft, trug das Erbe dieser Gespaltenheit in sich. Ohne eigentliche natürliche Grundlagen war er der Umwelt gleichsam abgetrotzt und eine auf enormen Anstrengungen und Überanstrengungen seiner Bürger beruhende politische Schöpfung. Sein ständiges Wandeln auf schmalen Grat zwischen Triumph und Sturz in den Abgrund wurde zur Mitgift für die kommende preußisch-deutsche Geschichte. Aber man kann doch nicht leugnen, daß in ihm eine ethisch bedingte Staatsidee wirksam war, in die religiöse Kräfte des Calvinismus und des Pietismus ebenso eingeströmt sind wie Elemente des Vernunftdenkens der Aufklärung. Friedrich II., der Große, kann als das Spiegelbild dieses Staatswesens gelten. Er bleibt eine große historische Figur, vielleicht die größte der europäischen Hocharistokratie des 18. Jahrhunderts.

Kein anbetungswürdiges Götterstandbild, kein Held für nationale Erbauung, aber ein großer Mensch mit phänomenalen Begabungen in vielen Sphären des Geistes und des Staatshandelns; ein unheimlicher Charakter, zerrissen von unendlichen Widersprüchen; sie hat der Historiker schonungslos und offen darzulegen, ohne ihm den herausragenden Platz in der Geschichte streitig zu machen, der ihm zukommt.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

WOLFGANG PAUL, SIR KARL POPPER,
LEOPOLD REIDEMEISTER und
WERNER REICHARDT

in Berlin am 2. Juni 1981

Bei der Öffentlichen Sitzung im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin überreichte der Ordenskanzler WOLFGANG PAUL, SIR KARL POPPER, LEOPOLD REIDEMEISTER und WERNER REICHARDT in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Karl Carstens und des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Herrn Dr. Hans-Jochen Vogel, die Ordenszeichen.

Herr MAIER-LEIBNITZ sprach folgende Laudatio auf Herrn PAUL:

Lieber Herr Paul,

es ist mir ganz unmöglich, Ihnen mit einem vorbereiteten Manuskript entgegenzutreten. Sie sind für mich die Verkörperung dafür, daß die Experimentalphysik eine schöne Kunst ist, bei der man Dinge macht, die es auf der Welt noch nicht gibt. Einfälle hat, um die einen andere beneiden – ich weiß, wie oft ich Sie beneidet habe –, um dann damit zu dem großen Gebäude der Wissenschaft beizutragen.

Sie sind Schüler von Kopfermann gewesen, der wiederum Schüler

von einem sehr nahe auf ihn folgenden Schüler von James Franck war, bei dem ich gelernt habe. Sie haben mit Atomphysik begonnen, dann in dem Spezialgebiet der Hyperfeinstruktur gearbeitet. Ich erinnere mich, wie Sie uns alle überrascht haben mit einer Methode, bei der man mit Atomen, die ganz verschiedene Geschwindigkeiten hatten, trotzdem scharfe Linien erhielt. Wir erinnern uns, wie Sie in Göttingen unmittelbar nach dem Krieg das Wagnis angefangen haben, das erste deutsche kleine Synchrotron zu bauen. Wie Sie dann nach Bonn kamen, wie Sie sich anderen Methoden zugewandt haben, Massenspektroskopie, Streuung von Atomen und wie dann etwas kam, was für Ihre Laufbahn mindestens so entscheidend war wie für meine eigene, nämlich der Zustrom von jungen Menschen, die auch Physik lernen wollten und die durch Forschung ausgebildet werden wollten, die bei Ihnen anfangen mit Ihren Ideen, die dann sehr schnell selbständig wurden und durchaus respektlos sich mit Ihnen maßen, wie sich das für junge Leute gehört. Sie sind jetzt über die Hochschulen Deutschlands verteilt. Sie kennen schon deren Schüler, und ich glaube, es gibt schon wissenschaftliche Enkel von Ihnen. Ich meine, das ist das größte Glück, das uns passieren kann, das Glück des Hochschullehrers.

Sie haben sich damit nicht begnügt, Sie haben nach dem Krieg in Bonn angefangen, in das Gebiet der Hochenergie zu gehen, haben einen sehr schwierig – damals mit geringen Mitteln – zu bauenden Beschleuniger angefangen. Wieder der unbegrenzte Mut des Experimentalphysikers. Ich muß sagen, ich wundere mich noch heute, daß es gut gegangen ist. Aber dann kam das große Unternehmen in Genf, von dem heute schon gesprochen wurde. Sie wurden dort Forschungsdirektor und haben direkt Ihren Einfluß gehabt. Sie kamen zurück – immer noch und immer wieder Physik. Das letzte, was ich von Ihnen erlebt habe, ist für mich ein Symbol Ihrer ganzen Tätigkeit. Es ist Ihnen und Ihren Schülern gelungen, eine Anordnung von Magneten zu bauen, in denen die Neutronen hin- und herlaufen in unregelmäßigen Bahnen, aber eingefangen in dem Magnetfeld müssen sie nach Herrn Pauls Pfeife tanzen. Ich finde es als ein sehr hübsches Symbol, wie weit man kommt in der Experimen-

talphysik und auch ein Symbol für die Freude: ich kann die Neutronen richtig Musik machen hören, wenn ich an Sie denke.

Dann sind Sie noch einen Schritt weitergegangen. Sie sind Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung geworden und können jetzt das Bemühen um die Jugend mit den ausländischen jungen Wissenschaftlern fortsetzen. Ich glaube, auch das ist eine Krönung Ihrer Tätigkeit.

Wir freuen uns sehr, daß Sie jetzt bei uns sind.

Herr PAUL dankte mit folgenden Worten:

Fast alles, was ich in meinem Leben getan habe oder tun mußte, hat mir Freude bereitet. Daß mir dafür auch noch die hohe Ehre zuteil wurde, in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt zu werden, hat mich überrascht. Ich spreche dem Ordenskapitel meinen tief empfundenen Dank aus.

Es ist eine Freude für mich, daß ich das Ordenszeichen von Walther Gerlach tragen darf. Als ich noch als Gymnasiast eine Vorlesung bei Gerlach hörte, hätte ich es nicht zu denken gewagt, einmal sein Nachfolger an der Universität zu werden, geschweige seinen Platz in diesem Orden einzunehmen.

Es war aber schmerzlich, daß es die erste Pflicht, die ich im Orden übernahm, war, Gedenkworte für Wolfgang Gentner zu sprechen, den ich so hoch achtete.

Herr VON WEIZSÄCKER hielt folgende Laudatio auf SIR KARL POPPER:

Verehrter Sir Karl! Lieber Herr Popper!

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste darf es sich zur Ehre anrechnen, daß Sie bereit sind, einer der Seinen zu werden. Für mich ist es eine Freude, daß mir das Amt zugefallen ist, Sie im Orden zu begrüßen – eine große Freude. Seit 47 Jahren sind wir in der Wahrheitssuche verbunden. 1954 haben wir zum ersten-

mal literarisch die Klingen gekreuzt. Damals habe ich die Auffassung meines Lehrers und Freundes Werner Heisenberg über sein Werk, die Quantenmechanik, gegen Ihre Kritik verteidigt. Unlängst schrieb ich Ihnen, daß wir in dieser Frage seit fünfzig Jahren verschiedener Meinung seien, daß ich aber auch heute hoffe, von Ihren Argumenten zu lernen. Sie antworteten: »Wenn wir auch seit 50 Jahren verschiedener Meinung sind – und wohl über mehr als einen Punkt –, so gibt es doch viel, worüber wir *einer* Meinung sind.« Sie zitieren dann ein Interview von mir über die Frage von Krieg und Frieden und sagen, Sie hätten es »mit voller Zustimmung, aber leider nicht mit Erleichterung« gelesen. Für diese Antwort danke ich Ihnen.

Ich habe diese unsere persönliche Beziehung zitiert, nicht nur um meiner Freude Ausdruck zu geben, sondern weil sich in ihr schon der Stil und die Spannweite Ihrer Philosophie andeutet. Wie Sokrates stellen Sie theoretische und praktische Fragen im Zusammenhang, kritisch und offen, ohne Ende, als „Unended Quest“, wie der englische Titel Ihrer intellektuellen Selbstbiographie lautet.

Klassisch ist der gemeinsame Beginn Ihrer politischen und Ihrer theoretischen Philosophie. Im Sommer 1919, siebzehnjährig, erschrakten Sie zutiefst, weil Sie sich in Ihrem sensiblen Gewissen durch Ihren zeitweiligen naiven Glauben an die Wissenschaftlichkeit des Marxismus mitschuldig fühlten am Tod einiger idealistischer junger Kommunisten, die, dem Parteigebot folgend, auf diesen Glauben hin ihr Leben geopfert hatten.

An dieses Ereignis schloß sich, in rund zehn Jahren, die erste Entfaltung Ihres theoretischen Denkens. Was ist denn Wissenschaft? Wissenschaft ist eine Theorie, wenn ihr Anhänger sagen kann, welche Erfahrung ausreichen würde, ihn zu veranlassen, die Theorie aufzugeben – aber das, so sahen Sie, kann der dogmatische Marxist nicht. Logisch gewendet: Eine wissenschaftliche Theorie besteht aus allgemeinen Sätzen; ein allgemeiner Satz aber kann auch durch viele Einzelbeispiele nicht bewiesen, er kann jedoch durch ein einziges Gegenbeispiel widerlegt werden. Den induktiven Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine gibt es in der Logik nicht. Induktion ist

nach Aristoteles die Wahrnehmung des Allgemeinen anlässlich seiner Verwirklichung im Einzelfall; eine geistige Wahrnehmung, kein logischer Schluß. Die empiristische Erkenntnistheorie, dieser Bastard aus dem Realitätsbezug der Erfahrung und dem Gewißheitsanspruch der Mathematik, ist schlicht falsch.

Ich halte es für eine Ihrer wichtigsten philosophischen Leistungen, Sir Karl, daß Sie die Strukturanalogie herausgearbeitet haben zwischen der Durchsetzung neuer Spezies in der Evolution, dem Lernen von Verhaltensweisen in Anpassung an die Umwelt, und der wissenschaftlichen Forschung. In allen drei Fällen ist der Lernprozeß nicht Abbildung, nicht Instruktion von außen, sondern Bewährung spontan entstandener Ansätze in Auseinandersetzung mit der Realität. Deshalb ist Wissenschaft das grenzenlose Fortschreiten von bedrängenden Problemen über dogmatische Wagnisse und kritische, prüfende Reflexion zu neuen bedrängenden Problemen.

Das Stichwort »Realität« ist gefallen. Wie können wir den phantastischen Mut zu gehaltvollen wissenschaftlichen Hypothesen haben? Wie können sich Hypothesen millionenfach bewähren? Sie können es, weil es eine Realität gibt, der sie sich, mit Wahrheitsanspruch, anzunähern suchen. Sie, Sir Karl, gehören zu denen, die verstanden haben, daß ohne den Wahrheitsbegriff nicht einmal die Skepsis einen Gehalt hat. Anschließend an Aristoteles und Tarski erklären Sie Wahrheit als Übereinstimmung von Aussage und Sachverhalt. Sie verstehen sich als philosophischen Realisten. Als Physiker habe ich keine Schwierigkeiten, Ihnen darin zu folgen, wenn Sie mir erlauben, als philosophischer Schüler Kants und Bohrs hinzuzufügen, daß die Realität, von der wir *sprechen* können, Realität *für uns* ist. Tarskis Metasprache vergleicht das, was wir über unsere objektsprachlichen Aussagen *sagen* können, mit dem, was wir über die Sachverhalte *sagen* können.

Ihr Realismus hat mit Evolution, also mit der Zeit zu tun. Voll überzeugend sagen Sie im Bericht über Ihre Gespräche mit Einstein: »Die Wirklichkeit der Zeit und der Veränderung schien mir der entscheidende Punkt des Realismus zu sein.« Die Veränderung verstehen Sie als offen für immer neue Möglichkeiten.

Dies leitet über zum Zentralbegriff Ihrer politischen Philosophie, dem Begriff der offenen Gesellschaft. Sie sind darin ein Liberaler, daß Sie die Freiheit zu gemeinsamer streitbarer Wahrheitssuche als Existenzbedingung der Gesellschaft erkennen. Ich kann – ich glaube, wir alle können Ihnen hierin nur emphatisch zustimmen und gemeinsam mit Ihnen für diese Freiheit kämpfen.

Sie haben gewagt, Herr Popper (wenn ich einen Ausdruck Schopenhauers hier variieren darf), Plato den Göttlichen und die erstaunlichen Hegel und Marx in engagierter, scharfsinniger und geistreicher Weise als Feinde der offenen Gesellschaft zu kritisieren. In ungebrochener Liebe zu Plato möchte ich sagen: Es ist für Plato eine spekulative Notwendigkeit, die Zeit als in sich zurückkehrendes Abbild der im Einen verharrenden Ewigkeit zu verstehen. Dies bezeichnet unsere unvermeidliche Abweichung von ihm. Für uns ist die Zeit offen, und alle unsere Differenzen mit der Tradition lassen sich in diesem Alphabet buchstabieren.

Sie sehen, verehrter Sir Karl, es ist mir nicht geglückt, Sie anders zu begrüßen als in der von Ihnen bewundernswert vorgelebten Form kritischer Auseinandersetzung mit kühnen dogmatischen Wagnissen. Seien Sie in unserem Kreis von Herzen willkommen!

SIR KARL POPPER erwiderte folgendes:

Herr Bundespräsident,
Herr Regierender Bürgermeister,
Herr Ordenskanzler,
Herr von Weizsäcker,
Verehrte Mitglieder des Ordens,
Meine Damen und Herren,

wie kann ich Ihnen für die Ehrung danken, mich in diesen Orden aufzunehmen? Schon vor 70 Jahren habe ich von dem Orden Pour le mérite gehört und von einigen der Mitglieder seiner Friedensklasse. Es muß einen großen Eindruck auf mich gemacht haben, sonst würde ich mich nicht daran erinnern. Da ich nach der Matura erst

Tischler und dann Erzieher wurde, hatte ich offenbar keine hochfliegenden Träume. An eine Ehrung oder etwas Ähnliches dachte ich natürlich nie; auch nicht nach meiner Berufung nach London kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges, die ich Professor von Hayek verdanke.

Zurückschauend sehe ich mein Leben als eine Reihe von Glücksfällen: Die Aufnahme in das Pädagogische Institut, wo ich meine Frau kennenlernte, die langjährige Freundschaft mit Menschen wie Konrad Lorenz, Rudolf Serkin, Ernst Gombrich, Friedrich von Hayek, um nur einige Namen zu nennen, die Ihnen wohlbekannt sind. Und nun eine Ehrung, die ich wirklich nicht verdient habe nach meinen Angriffen auf die Philosophen des deutschen Idealismus und nach all meinen Versuchen, die Aufklärung und den Philosophen des Friedens, Immanuel Kant, gegen seine angeblichen Nachfolger in Schutz zu nehmen. Trotzdem haben Sie mich gewählt. Ich danke Ihnen von Herzen.

Herr BITTEL sprach die Laudatio auf Herrn REIDEMEISTER:

Verehrter, lieber Herr Reidemeister,

als ich gebeten wurde, Sie im Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zu begrüßen, habe ich gerne zugesagt, etwas zögernd zwar, weil wir nicht dem gleichen Fach angehören, aber dafür um so lieber, weil wir mehr als ein Jahrzehnt hier in Berlin zusammen tätig gewesen sind und unsere Wege dabei sich nicht nur berührten, sondern oft zusammenliefen.

Berlin ist es ja auch gewesen, wo sich ein großer Teil Ihrer Lebensarbeit erfüllt hat: hier wurden Sie zum Doktor promoviert und waren dann Assistent, später Kustos und Professor an der Ostasiatischen Kunstabteilung bei den Staatlichen Museen, ein zu jener Zeit gewiß ungewöhnlicher Weg eines Kunsthistorikers, zu dem Sie aber in besonderer Weise befähigt waren, weil Sie von Anfang an neben Kunst- und Architekturgeschichte die Ostasiatischen Sprachen zu Ihrer Sache gemacht hatten. Ich habe heute noch nach langen Jah-

ren eine sehr lebhaftere Erinnerung an eine Leistung, die Sie schon fünf Jahre nach dem Beginn Ihrer Arbeit in Berlin vollbracht haben: die Ausstellung chinesischer Kunst, die 1929 unter Ihrer maßgeblichen Mitwirkung veranstaltet worden ist. Sie haben für diese Ausstellung einen Katalog geschaffen, der auch heute noch in seiner knappen, aber präzisen Fassung als Modell gelten kann, besonders im Vergleich mit heute manchmal ganz übertriebenen Vorlagen dieser Art. Der Krieg und seine traurigen Folgen setzten zunächst Ihrer Berliner Arbeit ein Ende. Bis 1957 waren Sie Generaldirektor der Museen der Stadt Köln und seit 1950 daneben Direktor des Wallraf-Richartz-Museums. Dann aber folgten Sie der Berufung zum Generaldirektor der Staatlichen Museen und zum Direktor der Nationalgalerie in Berlin. Das sind nüchterne Daten, hinter denen aber Jahre stehen, die ein fast unerhörtes Maß von Anstrengung, Geschick und Mut forderten. In Köln war praktisch ganz neu aufzubauen, und in Berlin sahen Sie sich vor gerade notdürftig aufgeräumten Museen, die sich in einem deplorablem Zustand befanden und die zum Teil nur noch einen traurigen Rest ihrer ehemaligen Bestände aufwiesen. Aber auch hier gingen Sie wie in Köln mit bewundernswerter Energie und kraft Ihrer mitreißenden Persönlichkeit an ein Werk, vor dem viele andere zurückgeschreckt wären, wenn nicht versagt hätten. Zu vielem, was heute die Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ausmacht, haben Sie in jenen Jahren den Grund gelegt und damit unter Bedingungen eine Leistung vollbracht, der sich im Museumswesen nur wenige andere zur Seite stellen lassen.

Sie waren jedoch nicht allein Erneuerer und Bewahrer der Museen, sondern haben sie durch eine große Zahl von thematisch besonders bestimmten Ausstellungen und Veröffentlichungen belebt und ihre Wirkung nach außen wie kaum ein anderer begünstigt und gefördert. Auch darin mag für vieles andere ein persönliches Erlebnis stehen, an das ich sehr oft zurückdenke. Ich meine die 1963 veranstaltete Ausstellung »Die Île de France und ihre Maler« und Ihr zugleich erschienenenes Buch, in dem Sie schildern, wie Sie von Ort zu Ort der Topographie der französischen Landschaftsmalerei von Corot bis zu den Fauves nachgegangen sind und auf diese Weise nicht

nur für die Kunstgeschichte wertvolle Erkenntnisse gewonnen, sondern auch eine höchst reizvolle Darstellung geschaffen haben, in der die Ihnen eigene Kunst des Sehens und Deutens aufs schönste zum Ausdruck kommt. Im Vorwort zu diesem Buche haben Sie – wenn ich recht sehe, nur dieses einzige Mal – wenigstens angedeutet, was Ihnen die Museumsarbeit abverlangt hat. Es heißt da: »Wer in die Wiederaufbauarbeiten der Nachkriegszeit eingeschaltet ist, kennt das quälende Gefühl, immer wieder in den Randbezirken seiner Interessen wie mit Fußangeln aufgehalten zu werden. Das Glück, abgelöst von den täglichen Pflichten zum Kern vorzudringen, wird ihm selten zuteil. Einmal gelang es.« Aus diesen Worten spricht Ihre Bescheidenheit. In Wahrheit gelang es weit mehr als nur einmal. Am eindruckvollsten seit 1967. Damals nämlich, als Sie, frei von amtlichen Pflichten, das Brücke-Museum hier in Berlin aufbauten. Gewiß bildeten Stiftungen und Subventionen dazu die Grundlage. Aber ohne Ihre innere Beziehung zu den Brücke-Malern, Ihre große Begabung im Aufspüren und Sammeln von deren Werken, ohne Ihr feines Empfinden für Raum, Licht und Kunstwerk im Gange der Einrichtung, vor allem aber ohne Ihre überall spürbare Liebe zur Sache gäbe es dieses Kleinod nicht, das – ich darf es vielleicht sagen – Ihr Lebenswerk krönte.

Lieber Herr Reidemeister, ich heiße Sie im Kapitel des Ordens Pour le mérite herzlich willkommen.

Herr REIDEMEISTER dankte mit folgenden Worten:

Meine Damen und Herren!

Als mich die Nachricht von der Wahl in den Orden Pour le mérite erreichte, war meine Reaktion Sprachlosigkeit, denn ich war nie auf die Idee gekommen, dieser Ehre für würdig erachtet zu werden. Mein ferner Gesprächspartner wird dies bezeugen können.

Als ich dann meine Bereitschaft, die Wahl anzunehmen, erklärt hatte, habe ich das Buch von Carl Dietrich Carls über Ernst Barlach zur Hand genommen, in das ich im Oktober 1958 die Todesanzeige des

Künstlers gelegt hatte. Ich hatte sie aus der Deutschen Allgemeinen Zeitung ausgeschnitten. Sie ist heute vergilbt. Unter dem Kreuz: Ernst Barlach, Ritter des Ordens Pour le mérite. Es war die einzige Ehre, die man ihm nicht hatte aberkennen können. Dies erschien mir damals wie ein Licht in der Dunkelheit. Ein Trost, daß noch nicht alle guten Traditionen erloschen sind, und eine Hoffnung. Wenn ich nun in diese hohe Tradition gestellt werde, so bin ich mir dank meiner preußischen Erziehung bewußt, daß damit nicht nur Ehre, sondern auch Verpflichtung verbunden ist, um deren Erfüllung ich mich bemühen werde.

Herr AUTRUM hielt folgende Laudatio auf Herrn REICHARDT:

Lieber Herr Reichardt!

Sie haben Ihr Studium in Berlin mit Physik und Mathematik begonnen, haben noch als Student sich mit Eigenschaften von Antennen und Kristallen befaßt und sind dabei schon zu Beginn auf die Theorie von Systemen eingegangen. Ein System ist in der Regel ein höchst komplexes Gebilde; es enthält zahlreiche Teile. Aber es ist geordnet; die Beziehungen der Teile und sie selbst sind meist schwer über- und durchschaubar. Man kann aber die Eigenschaften von Systemen, ohne alle Einzelheiten zu kennen, mathematisch beschreiben und, wenn man Glück und den Blick des Forschers dafür hat, auf die Einzelheiten schließen. Mit dem Mut des Forschers haben Sie sich den komplexesten Systemen zugewandt, die wir kennen: der Umwelt von Lebewesen und – eine notwendige, aber besondere Methoden, Phantasie und Kritik erfordernde Folge – dem System »lebender Organismus« und den Beziehungen zwischen diesen beiden Systemen. Unvermeidlich standen Sie damit vor der Frage, welcher Art die geordneten Beziehungen zwischen beiden Systemen, der Umwelt und dem lebenden Organismus sind. Das ist eine Frage, die Philosophie und Naturwissenschaften seit langem beschäftigt. Um neue Ansätze zu finden, die in diesem Problemkreis zu

tieferen Einsichten führen, haben Sie nach einfachen Beispielen, nach Modellen gesucht, haben Sie zunächst einfache Pflanzen und relativ primitive Tiere untersucht. Auf Antrieb haben Sie hier Probleme gelöst, mit denen sich Max Delbrück und Keffer Hartline, beides Nobelpreisträger, abgemüht haben. Für Ihre Fragestellungen waren Ihnen aber diese Organismen zu einfach und aus manchen Gründen ungeeignet. Sie gingen zu komplexeren Organismen über. Lebewesen sind mit ihrer Umwelt durch Sinnesorgane und – Tiere und Mensch – über das Nervensystem verbunden. Sie wagten sich an die Analyse der Systembeziehungen zwischen den Systemen Umwelt und Gehirn, ausgerüstet mit der mathematischen Theorie der Systeme. Bei der Lösung dieser Fragen gehen bei Ihnen mathematische und experimentelle Behandlung Hand in Hand, nicht nebeneinander her. Der formale mathematische Ansatz wird experimentell geprüft und zwar vom molekularen Geschehen über die Funktionsweise einzelner Sinnes- und Nervenzellen bis zum Ganzen des Verhaltens. Das Experiment wird wiederum zur Quelle mathematischer Überlegungen, und aus ihnen folgen wieder neue Fragen, neue Experimente.

Nun verzeihen Sie mir die folgenden Vereinfachungen im Interesse des Auditoriums. Ich will nur einige Probleme nennen, ohne auf die Lösungen eingehen zu können, die Sie gefunden haben. Aus allen Fakten und Vorgängen der Umwelt wählt jeder Organismus Wesentliches aus und unterdrückt Unwesentliches; Wesentlich ist, was das Verhalten bestimmt. Es entstehen Wahrnehmungen, die Gestalten, die Ganzheiten sind. Ihre Frage: Wie machen Nervensysteme das? Wie wirken die Teile des Sinnes- und Nervenapparates dabei zusammen, wie bringen sie Ordnung in die Vielfalt des Wahrgenommenen? Wie arbeitet ein Nervensystem, wenn es vor der Aufgabe steht, eine Figur von ihrem Hintergrund zu unterscheiden? Wie arbeitet ein Nervensystem, wenn es die Eigenbewegung eines Tieres, etwa eines frei schwebenden oder fliegenden, von der Bewegung der Umwelt unterscheidet? Wie kann man zunächst formal mathematisch und mit physikalischen Analogien die Leistungen des Kurzzeitgedächtnisses beschreiben? Wie kann der formale Ansatz expe-

rimentell geprüft werden? Wie geht es im Nervensystem zu, wenn aus der Unzahl von Elementen der gesehene Umwelt Wahrnehmungen, gesetzmäßig Gestalten werden? Was für Anforderungen stellt diese Aufgabe an die Teile des Nervensystems?

Sie haben einmal die Hoffnung ausgedrückt, daß diese Arbeiten für die Hirnforschung das werden könnten, was die einfach gebauten Viren und Bakteriophagen für die molekulare Genetik waren und sind. Ich glaube, diese Hoffnung ist nicht utopisch. Sie haben auf neuen Wegen, ohne jede Spekulation, asketisch wie ein echter Naturforscher, und mit neuen Ideen rational in das Mysterium der Tätigkeit des Gehirns hineingeleuchtet. Walle Nauta, einer der bedeutendsten Hirnanatomen unserer Zeit hat 1980 in einem Aufsatz gesagt: Was wir von Gehirnen und Nervensystemen heute wissen, ist oft, ja meist eher verwirrend als klärend. Ihre Arbeiten sind durchweg klärend, weil sie nicht in der Unzahl der verwirrenden Einzelheiten sich und uns ersticken; sie gehen von der aristotelischen Voraussetzung der Systeme als geordneten Ganzheiten aus; Sie suchen die Einzelheiten in ihrer Bedeutung für den lebenden Organismus aufzuklären und versuchen mit Erfolg die Einzelsysteme in ihrem Zusammenwirken zum Ganzen der Beziehungen zwischen Umwelt und Lebewesen formal-mathematisch und experimentell zu verstehen.

Wir begrüßen Sie im Kreis des Ordens Pour le mérite und sind sicher, daß Sie, der Sie selbst verschiedene Disziplinen in Ihrer Forschung zusammenführen, zum fruchtbaren Gedankenaustausch zwischen den vielfältigen geistigen Richtungen der Ordensmitglieder beitragen werden.

Herr REICHARDT erwiderte folgendes:

Herr Bundespräsident,
Herr Regierender Bürgermeister,
Herr Ordenskanzler,
Herr Autrum,
Meine verehrten Damen, meine Herren!

Ihre so freundlichen und generösen Worte, Herr Autrum, haben mich sehr bewegt. Ich möchte Ihnen hierfür ganz besonders herzlich danken.

Mit der Aufnahme in den Orden ehren und erfreuen mich seine Mitglieder in ganz besonderem Maße, zumal die heutige Verleihung auch in meiner Geburtsstadt Berlin stattfindet. Es ist mir daher Freude und Ehre zugleich, in Ihren Kreis gewählt zu sein und ihm damit angehören zu dürfen.

Mein bisheriger Lebensweg führte mich in ein Grenzgebiet zwischen Physik und Biologie, in dem ich mich mit Problemen der Informations-Aufnahme und -Verarbeitung in Organismen befaßte. Ich studierte und arbeitete an der Technischen Universität und dem Fritz-Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin, dem California Institute of Technology in Pasadena, dem Max-Planck-Institut für physikalische Chemie in Göttingen und den Max-Planck-Instituten für Biologie und biologische Kybernetik in Tübingen.

Auf diesem Weg sind mir hervorragende Wissenschaftler begegnet, die meinen wissenschaftlichen und persönlichen Werdegang entscheidend geprägt haben. Von ihnen nenne ich, hier in Berlin Max von Laue, in Pasadena Max Delbrück und in Göttingen Karl Friedrich Bonhoeffer. Sie sind es hauptsächlich gewesen, die mich gelehrt und auch ermutigt haben, unkonventionelle Wege zu beschreiten. Der besondere Wert des Ordens liegt für mich darin begründet, daß er von Persönlichkeiten geprägt wurde und wird, die in den Bereichen der Wissenschaften und der Künste Neuland aufgespürt und

erschaffen haben. Darüber hinaus ist es ein Kreis von Persönlichkeiten, in dem Tradition und Geschichte lebendig sind.

Ich bin glücklich und dankbar, das Ordenszeichen zu tragen, das vor mir Feodor Lynen getragen hat. Wir haben uns sehr gut gekannt und manch fröhliche Stunde zusammen verbracht. Seine hohen Ansprüche an wissenschaftliche Qualität sind vorbildlich und wegweisend.

Ich danke Ihnen für Ihre Anerkennung und für das Vertrauen, das Sie in mich setzen.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1981

1. Zuwahlen

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Wolfgang Paul

Sir Karl Popper

Leopold Reidemeister

Werner Reichardt

3. Berichte über die

Ordenstagung in Berlin

Zwischentagung in Lindau-Bad Schachen

4. Bildteil

Ordenstagung in Berlin

Übergabe des Ordenszeichens an Sir Karl Popper

Übergabe des Ordenszeichens an Leopold Reidemeister

ZUWAHLEN

Am 2. Juni 1981 in Berlin

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. WOLFGANG CLEMEN (Anglist)

Prof. EMIL SCHUMACHER (Maler)

Prof. Dr. HANS GEORG ZACHAU (Molekularbiologe)

b) Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. FELIX GILBERT (Historiker)

Prof. RUDOLF SERKIN (Pianist)

Prof. Dr. GERSHOM SCHELEM (Philosoph)

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN AN NEUE MITGLIEDER

Die Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

WOLFGANG PAUL
SIR KARL POPPER
LEOPOLD REIDEMEISTER
WERNER REICHARDT

erfolgte am 2. Juni 1981 bei der Öffentlichen Sitzung im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Karl Carstens und des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Herrn Dr. Hans-Jochen Vogel. Die Laudationes sprachen hierbei Herr MAIER-LEIBNITZ auf Herrn PAUL, Herr von WEIZSÄCKER auf SIR KARL POPPER, Herr BITTEL auf Herrn REIDEMEISTER, Herr AUTRUM auf Herrn REICHARDT (Seiten 79–92)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Berlin

Am 31. Mai 1981 legte der Ordenskanzler, begleitet von dem in Berlin lebenden Ordensmitglied Leopold REIDEMEISTER, Kränze an der Gedenkstätte des Gründers des Ordens, König Friedrich Wilhelm IV., im Charlottenburger Mausoleum und am Grab des ersten Ordenskanzlers, Alexander von Humboldt, im Park des Tegeler Schlosses nieder.

Am Vormittag des 1. Juni kamen dann die in- und ausländischen Ordensmitglieder im Hotel Kempinski zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung zusammen, an der am 2. Juni vormittags nur die deutschen Mitglieder teilnahmen.

Es waren zugegen:

Hansjochem AUTRUM
Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Manfred EIGEN
Theodor ESCHENBURG
Hans-Georg GADAMER
Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Rudolf HILLEBRECHT
George F. KENNAN
Stephan KUTTNER
Sir Hans Adolf KREBS
György LIGETI
Heinz MAIER-LEIBNITZ

Gerd MEYER-SCHWICKERATH
Wolfgang PAUL
Sir Karl POPPER
Karl RAHNER
Werner REICHARDT
Leopold REIDEMEISTER
Walter ROSSOW
Bruno SNELL
Theodor SCHIEDER
Lord Alexander TODD
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Maria WIMMER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern Ministerialrat König als Protokollführer.

Zu Beginn der Sitzung begrüßte der Ordenskanzler die Mitglieder des Ordens und überreichte SIR KARL POPPER, der zum ersten Mal nach seiner Wahl an einer Ordensstagung teilnahm, die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Es wurde über interne Ordensangelegenheiten gesprochen, insbesondere über Nachwahlen, die bei der Kapitelsitzung vollzogen wurden.

Am Nachmittag des gleichen Tages folgte der Orden einer Einladung der Familie von Heinz zu einer Besichtigung des Schlosses Tegel, dem Wohnsitz der Familie von Humboldt. Dabei besuchten die Ordensmitglieder auch das Grab ihres ersten Kanzlers im Schloßpark. Am Abend gab der Regierende Bürgermeister von Berlin für die Ordensmitglieder und ihre Damen einen Empfang im Schloß Charlottenburg. Am 2. Juni hatte der Bundesminister des Innern Gerhart Rudolf Baum zu einem Mittagessen im Hotel Kempinski eingeladen, abends waren sie Gäste des Herrn Bundespräsidenten in seinem Berliner Amtssitz Schloß Bellevue.

Bundespräsident Professor Dr. Karl Carstens hielt beim Abendessen folgende Ansprache:

Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude, mit Ihnen in Berlin zusammenzutreffen. Diese Stadt ist der Geburtsort Ihres Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

Wenn Sie sich hier treffen, drängt sich die Erinnerung auf an das Jahr 1842, in dem Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Ihren Orden, die Friedensklasse des Pour le mérite, gestiftet hat. An ihn erinnert auch dieses Schloß, in das ich Sie heute abend geladen habe. Der König hat es 1843 erworben und es in den folgenden Jahren zu längeren Aufenthalten genutzt.

Man hat Friedrich Wilhelm IV. einen Romantiker auf dem Königs-
thron genannt. Richtiger ist es wohl, in ihm einen »königlichen Er-
weckungschristen« zu sehen. Sein ernstes Bemühen um Verinnerlichung des staatlichen, sozialen und kulturellen Lebens in Preußen ist deutlich erkennbar. Es war die Tragik seines Lebens, daß die Absicht, Frömmigkeit, Nächstenliebe, Hingabe an Kunst und Wissenschaften durch Dekrete und Ordensstiftungen fördern zu können, an den politischen und sozialen Realitäten seiner Zeit scheiterten.

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste war der erste, den Friedrich Wilhelm IV. in seinem Bestreben, das Ordenswesen in Preußen zu reformieren, 1842 errichtet hat. 1851 folgte die Stiftung »Der Adler des hohenzollerischen Hausordens«. Mit ihm sollten Prediger, Lehrer, Künstler und Wissenschaftler ausgezeichnet werden. An seinem Geburtstag des Jahres 1853 brachte der König schließlich seine längst gehegte Absicht zur Ausführung, dem Johanniterorden eine seiner ursprünglichen Stiftung entsprechende gemeinnützige Bestimmung zu geben und verlieh ihm Korporationsrechte. In den dazu erlassenen Richtlinien an den Herrenmei-

ster verlangte der König, »daß die Spitäler, die der erweckte Orden gründet, getreu dem Ursprung des Ordens helfen sollten, die neuen edlen Schöpfungen der evangelischen Kirche« – gedacht war dabei an die diakonische Arbeit von Wichern und Fliedner – »den Augen des Landvolkes nahe zu rücken«.

Friedrich Wilhelm IV. wurde zur tragischen Figur auf dem preußischen Königsthron. Im Jahre 1857 setzte eine geistige Umnachtung allen weiteren Plänen ein Ende. Das kann den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste nicht hindern, seines Stifters in Ehren zu gedenken. Vor Beginn dieser Tagung hat Ihr Ordenskanzler im Mausoleum zu Charlottenburg einen Kranz niedergelegt.

Die Mitglieder des Ordens haben bei einem Besuch im Schloß Tegel Alexander von Humboldt geehrt, der den König bei der Stiftung des Ordens beraten hat und der erster Ordenskanzler gewesen ist. Er war ein Gelehrter von universaler kosmopolitischer Gesinnung und von internationalem Rang, ein liebenswürdiger Mensch und großer Geist.

Sie haben Ihre Kapitelsitzung in dem Jahr nach Berlin einberufen, in dem hier die Preußenausstellung stattfindet. Auf ihr sollen, um es in kaufmännischer Sprache auszudrücken, die Aktiva und Passiva Preußens zur Darstellung kommen. Historiker und Politiker in Deutschland sind der Überzeugung, daß nun, 34 Jahre nach der feierlichen Toterklärung Preußens durch die Internationale Konferenz in Moskau, es an der Zeit ist, zwischen den Extremen von ungeteilter Bewunderung und scharfer Verneinung zu einer Wertung Preußens zu gelangen, die seinen Leistungen gerecht wird. Ein Beispiel dafür, wie man Preußen, richtiger gesagt seinem bedeutendsten Monarchen Friedrich dem Großen, in all seiner Problematik Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, hat uns heute nachmittag Professor Schieder in seinem Vortrag »Friedrich der Große und Machiavelli« gegeben. Professor Schieder ist Bayer, ich selbst bin Bremer. Wir beide geraten also nicht in Verdacht, *pro domo* zu reden, wenn wir zu unserem Teil nicht dazu beitragen wollen, daß die Ablehnung des preußischen Staates, seiner Einrichtungen und seiner historischen Leistungen zu einem Dogma erhoben wird.

Vor dem Deutschen Landkreistag habe ich kürzlich den führenden Kopf der preußischen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, den Reichsfreiherrn vom und zum Stein, gewürdigt, dessen Todestag sich in diesem Jahr zum 150. Mal jährt. Vor allem in Hinblick auf die ausländischen Mitglieder Ihres Ordens möchte ich hier auf einen Wesenszug des preußischen Staates hinweisen, der, wie ich meine, oft übersehen wird.

Lange bevor Friedrich der Große seinen berühmten Ausspruch tat, daß in Preußen jeder nach seiner Façon selig werden kann, war Toleranz gegenüber Angehörigen fremder Völkerschaften, sofern sie ihre Pflicht gegenüber dem Staat erfüllten, zur Tradition geworden. In Preußen, und das ist gewiß eine große politische Leistung, lebten Angehörige verschiedener Völkerschaften, geeint durch ein gemeinsames Staatsbewußtsein, nebeneinander. Polen und Litauer, Franzosen, Schotten und Niederländer waren preußische Untertanen und haben sich selbst als Preußen verstanden. Für politisch und konfessionell Verfolgte war Preußen eine Oase der Toleranz: Hugonotten, Waldenser, Reformierte und Salzburger Lutheraner konnten hier ihrem Glauben leben. Sie haben es dem Land ihrer Zuflucht mit großen wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen gedankt. Sie dienten in der preußischen Armee und stiegen auf zu hohen Stellungen in der Verwaltung. In der preußischen Verfassung von 1850 hieß es: »Der Genuß der bürgerlichen und der staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnis.« Die Bereitschaft des Staates, religiöse und weltanschauliche Freiheit zu gewähren und zu schützen, war alte Überlieferung in Preußen. Hier war es in Europa ein Vorbild.

Lassen Sie mich abschließend darauf verweisen, daß durch die Geschichte der Weimarer Republik das Urteil widerlegt wurde, Preußen sei ein Staat, der auf ein despotisches Herrscher-Untertanen Verständnis gegründet war. Nach der Revolution von 1918 hat sich, entgegen der Absicht des Vaters der ersten demokratischen Verfassung in Deutschland, Hugo Preuß, der Wunsch der Bürger durchgesetzt, den preußischen Staat zu erhalten. Zerstört wurde Preußen durch den Nationalsozialismus. Zwar hat er ständig die preußischen

Tugenden wie Pflichtgefühl, Treue, Gehorsam und Tapferkeit beschworen, zugleich aber hat er sie auf schreckliche Weise mißbraucht. Sie waren für ihn Mittel, um seine verwerflichen Ziele zu verwirklichen. Insofern haben die Alliierten, als sie Preußen durch Kontrollratsgesetz Nr. 46 für aufgelöst erklärten, – im Artikel I heißt es: »Der preußische Staat und mit ihm seine zentrale Regierung und alle ihre Verwaltungen sind abgeschafft.« – etwas liquidiert, das in den Jahren nationalsozialistischer Herrschaft untergegangen war. Endgültig vollstreckt wurde das Todesurteil über Preußen durch die Teilung Deutschlands.

Es wird kein Preußen mehr geben, selbst wenn es uns gelingt, wie wir hoffen und wünschen, mit friedlichen Mitteln die Einheit der deutschen Nation wiederherzustellen. Das kann uns und die Welt aber nicht hindern, am Beispiel Preußens zu erkennen, daß die Lebenskraft eines Staates mehr noch als auf seinen materiellen Grundlagen auf seiner geistigen und moralischen Substanz beruht.

Ich trinke auf die hohe Tradition des Ordens und auf seine Zukunft, auf das Wohl der anwesenden und abwesenden Mitglieder.

Zwischentagung

Die interne Tagung des Ordens fand vom 26. bis 29. September 1981 in Lindau-Bad Schachen statt.

Es nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM

Felix BLOCH

Elias CANETTI

Wolfgang CLEMEN

Helmut COING

Hans-Georg GADAMER

Sir Ernst GOMBRICH

Felix GILBERT

Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Sir Hans Adolf KREBS
György LIGETI
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Golo MANN
Gerd MEYER-SCHWICKERATH
Kurt MOTHES
Wolfgang PAUL
Werner REICHARDT
Leopold REIDEMEISTER
Walter ROSSOW
Theodor SCHIEDER
Gershom SCHOLEM
Bruno SNELL
Emil STAIGER
Sir Ronald SYME
Bartel Leendert van der WAERDEN
Victor Friedrich WEISSKOPF
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG
Irmgard SUCHANEK

Vor Sitzungsbeginn überreichte der Ordenskanzler den anwesenden neuen Ordensmitgliedern Wolfgang CLEMEN, Felix GILBERT, Gershom SCHOLEM, Hans Georg ZACHAU die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Die Übergabe des Ordenszeichens wird bei der Öffentlichen Sitzung des Jahres 1982 in Bonn erfolgen. Die Aussprache über die anstehenden Nachwahlen und über interne Ordensangelegenheiten standen im Mittelpunkt der beiden Sitzungstage.

Die Nachmittage waren vorbehalten für eine Bodenseefahrt und eine Besichtigung des Heimatmuseums in Langenargen mit einer Sammlung und Sonderausstellung zum Lebenswerk des verstorbenen Malers und Ordensmitglieds HANS PURRMANN. Zu einem kurzen Gedenken versammelten sich die Ordensmitglieder an dem von dem Altmitglied GERHARD MARCKS gestalteten Grabmal HANS PURRMANNs und legten ein Blumengebinde mit der Kranzschleife des Ordens auf das Grab. Bei einem Aufenthalt in Lindau bot sich die Möglichkeit, den Ort mit seinen historisch interessanten Bauwerken näher kennenzulernen.

Bei dem abendlichen Beisammensein sprach Herr PAUL über seinen wissenschaftlichen Werdegang und seine Arbeitsschwerpunkte als Physiker. Es folgte eine lebhafte und anregende Diskussion. Herr CANETTI hielt eine Lesung aus seinem Werk »Die Fackel im Ohr«, der alle gespannt zuhörten.

BILDTEIL



Öffentliche Sitzung am 2. Juni 1981

Einzug der Ordensmitglieder in den Otto-Braun-Saal
der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz
in Berlin

Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens in Begleitung
des Ordenskanzlers Prof. Dr. Heinz Maier-Leibnitz



Öffentliche Sitzung am 2. Juni 1981
im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek
Preußischer Kulturbesitz in Berlin

Übergabe des Ordenszeichens an Sir Karl Popper



Öffentliche Sitzung am 2. Juni 1981
im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek
Preußischer Kulturbesitz in Berlin

Übergabe des Ordenszeichens an Leopold Reidemeister

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 1981*

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
1970: Altmitglied	
CARL OEFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
1971: Erster Vizekanzler des Ordens	
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM	ARCHÄOLOGE
1971–1. 10. 1979: Kanzler des Ordens	
Ab 1. 10. 1979: Dritter Vizekanzler	
Ab 5. 9. 1980: Zweiter Vizekanzler	
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	PFLANZENPHYSIOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
KARL RAHNER IN INNSBRUCK	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTSPLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER

GOLO MANN IN ZÜRICH

MARIA WIMMER IN MÜNCHEN

GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG

HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN

Ab 1. 10. 1979: Kanzler des Ordens

HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN

BRUNO SNELL IN HAMBURG

GERD MEYER-SCHWICKERATH IN
ESSEN

WOLFGANG PAUL IN BONN

WERNER REICHARDT IN TÜBINGEN

LEOPOLD REIDEMEISTER IN BERLIN

WOLFGANG CLEMEN IN ENDORF

EMIL SCHUMACHER IN HAGEN

HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN

HISTORIKER UND
SCHRIFTSTELLER

SCHAUSPIELERIN

KOMPONIST

PHYSIKER

ZOOLOGE

KLASSISCHER PHILOLOGE

OPHTHALMOLOGE

PHYSIKER

BIOLOGE

KUNSTHISTORIKER

ANGLIST

MALER

MOLEKULARBIOLOGE

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 1981*

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
RAYMOND ARON IN PARIS, FRANKREICH	SOZIOLOGE
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
FRITZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER

HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK (ENGLAND) IN FREIBURG I. BR.	NATIONALÖKONOM
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
FELIX BLOCH IN PALO ALTO, USA	PHYSIKER
ELIAS CANETTI IN ZÜRICH, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
SIR KARL POPPER IN PENN, ENGLAND	WISSENSCHAFTS- THEORETIKER
FELIX GILBERT IN PRINCETON, USA	HISTORIKER
RUDOLF SERKIN IN BRATTLEBORO, USA	PIANIST
GERSHOM SCHOLEM IN JERUSALEM, ISRAEL	PHILOSOPH

Im Jahre 1981 sind verstorben:

ANDREAS ALFÖLDI	12. Februar
ALBIN LESKY	28. Februar
CARL LUDWIG SIEGEL	4. März
PETER HUCHEL	30. April
HIDEKI YUKAWA	8. September
GERHARD MARCKS	15. November
SIR HANS ADOLF KREBS	22. November

BILDNACHWEIS

François-Louis Ganshof: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	17
Wolfgang Gentner: Privatfoto Prof. Gutbrod	29
Marino Marini: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	39
Fritz Schalk: Unbekannt	47
Ordenstagung in Berlin: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	109
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Karl Popper: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	110
Übergabe des Ordenszeichens an Leopold Reidemeister: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	111

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1981

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Heinz Maier-Leibnitz	9
Ansprache des Regierenden Bürgermeisters von Berlin Hans-Jochen Vogel	11
François-Louis Ganshof. Gedenkworte von Stephan Kuttner	19
Wolfgang Gentner. Gedenkworte von Wolfgang Paul	31
Marino Marini. Gedenkworte von Hans Wimmer	41
Fritz Schalk. Gedenkworte von Karl Rahner	49
Theodor Schieder: Friedrich der Große und Machiavelli Das Dilemma von Machtstaat und Aufklärung	55
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Paul	79
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Karl Popper	81
Übergabe des Ordenszeichens an Leopold Reidemeister	85
Übergabe des Ordenszeichens an Werner Reichardt	88

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 1981	95
1. Zuwahlen	96
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder Wolfgang Paul Sir Karl Popper Leopold Reidemeister Werner Reichardt	97

5. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Berlin	98
Zwischentagung in Lindau-Bad Schachen	105
4. Bildteil	
Ordenstagung in Berlin	109
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Karl Popper	110
Übergabe des Ordenszeichens an Leopold Reidemeister	111
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. 12. 1981)	115
Bildnachweis	119

© 1982 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten

ISSN 0475-145 X

